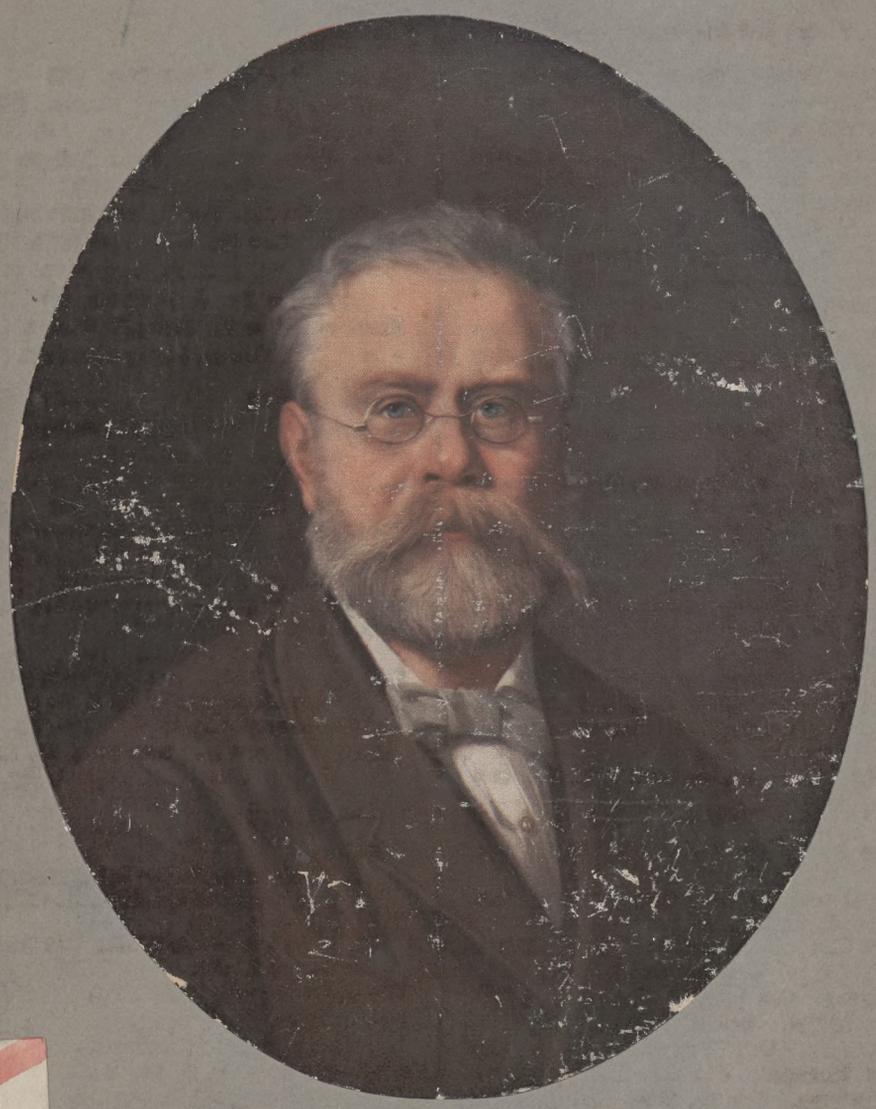


nd A
III
72945

Volksbücher der Literatur

Fritz Reuter



~~B~~
REUT
NOHL

Hagen & Klasings Volksbücher Nr. 99

Preis 60 Pf.

Umschlagbild: Fritz Reuter.

Olgemälde von Theodor Schloepke. Schwerin, Großherzogliches Museum.

Die Herausgabe von Velhagen & Klafings Volksbüchern haben übernommen:

Dr. Carl Ferdinand van Bleuten für Kunst.
Hanns von Jobeltitz für Geschichte, Kulturgeschichte und Technik.
Paul Oskar Höder für Neuere Literatur, Erdkunde, Musik, Kunstgewerbe.
Johannes Höffner für Klassische Literatur und Philosophie.
Professor Dr. Walther Schoenichen für Naturwissenschaften.

Bisher sind erschienen: **Volksbücher der Kunst:**

Eugen Bracht. Von Dr. Max Osborn. (9)	Millet. Von Dr. Ernst Diez. (32)
Chodowiecki. Von Dr. F. Schottmüller. (39)	Murillo. Von Dr. August Mayer. (69)
Correggio. Von Dr. Valentin Scherer. (28)	Raffael. Von Dr. Ernst Diez. (26)
Ludwig Dettmann. Von Dr. Fr. Deibel. (62)	Rembrandt. Von Dr. Hans Janßen. (1)
Dürer. Von Fr. S. Meißner. (10)	Rethel. Von Ernst Schur. (22)
Feuerbach. Von Prof. Dr. Ed. Seyd. (25)	Ludwig Richter. Von Dr. Max Osborn. (18)
Frans Hals. Von Alfred Gold. (24)	Rubens. Von Dr. Eduard Pliehsch. (48)
Holbein. Von Fr. S. Meißner. (16)	Schwind. Von Prof. Dr. S. Hettner. (100)
Kaiser Friedrich-Museum. Von E. Schur. (44)	Tizian. Von Fr. S. Meißner. (2)
W. von Kaulbach. Von L. Revinny. (83)	Watteau. Von Dr. Georg Biermann. (20)
Leonardo da Vinci. Von Dr. E. Kühnel. (76)	S. v. Zügel. Von Dr. Georg Biermann. (13)
Michelangelo. Von Dr. Hans Janßen. (54)	

Volksbücher der Geschichte:

Kaiserin Auguste Viktoria. Von Th. Krummacher. (84)	Der Große Kurfürst. Von Dr. M. Steffens. (58)
Bismard. Von Prof. Dr. J. von Pflugt-Hartung. (15)	Königin Luise. Von Adelheid Weber. (43)
Blücher. Von Prof. Dr. A. Berger. (4)	Luitpold, Prinz-Regent von Bayern. Von Arthur Ahleithner. (12)
Unsere Flotte. Von E. von Hersfeld. (47)	Napoleon I. Von Walter von Bremen. (3)
Friedrich der Große:	Napoleons Feldzug nach Rußland 1812. Von Dr. Hans Walter. (42)
I. Der Kronprinz. Von Dr. M. Hein. (35)	Nettelbeck. Von Hans Caspar Starke. (102)
II. Der Siebenjährige Krieg. Von Walter von Bremen. (36)	Reichsfreiherr vom Stein. Von Prof. Dr. J. von Pflugt-Hartung. (74)
III. Die Friedensjahre. Von Dr. M. Hein. (37)	Die Völkerschlacht bei Leipzig. Von Generalmajor z. D. W. v. Vog. (52)
Das deutsche Heer nach der Neuordnung von 1913. Von Walter von Bremen. (90)	Jord v. Wartenburg. Von W. v. Bremen. (66)
Jahn. Von Prof. Dr. Karl Brunner. (41)	Kaiser Wilhelm II. Von Prof. Dr. Karl Berger. (72)

Volksbücher der Erdkunde:

Das bayerische Hochland. Von Maximilian Krauß. (82)	Riviera:
Capri und der Golf von Neapel. Von A. Harder. (8)	I. Nervi u. Rapallo. Von B. Ottmann. (23)
Der Gardasee. Von W. Hörstel. (38)	II. San Remo und Mentone. Von Victor Ottmann. (70)
Der Harz. Von Gustav Uhl. (91)	III. Nizza und Monte Carlo. Von Victor Ottmann. (78)
Leipzig. Von Dr. Joh. Kleinpaul. (93)	Die Insel Rügen. Von Alfred Wien. (55)
Die Mosel. Von A. Trinius. (89)	Der Schwarzwald. Von Max Bittrich. (11)
München. Von Maximilian Krauß. (96)	Der Südpol. Von Schulrat Karl Kollbach. (30)
Der Nordpol. Von Gustav Uhl. (59)	Südtirol. Von Dr. A. von Trentini. (56)
Nürnberg. Von Dr. Paul Kée. (61)	Deutsch-Südwestafrika. Von Gust. Uhl. (21)
Der Rhein. Von A. Trinius. (88)	Thüringen. Von A. Trinius. (86)
Das Riesengebirge. Von W. Dreßler. (92)	Die Vogesen. Von Fritz Groeber. (45)

Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.

1041938

Fritz Reuter

Von Walther Nohl

Mit 33 Abbildungen
und einem farbigen Umschlagbild



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

[1914]



Nr. invent.

II - 3381



2/3784

1913 EF. 498



Fritz Reuter.

Gott hat etlichen seiner Lieblinge eine köstliche Gabe verliehen, die nämlich, den düstern Mutes unter der täglichen Last sorgenden und seufzenden Mitmenschen das erlösende Lachen zu spenden, das sie hinaufhebt aus den Fesseln der Alltagsenge in einen heitern Himmel. Neben dem Lachen aber wohnt das Weinen, und wie der Schmerz die Träne quillen läßt, so entlockt das Lachen dem Auge die Freudentränen. Es ist der Humor, der so den Menschen bewegt. Wohl macht sich der Humorist über die Torheit der Leute lustig, oder er lächelt über ihre Schwächen und Eitelkeiten; aber Menschenkenntnis, Menschenliebe und unsägliche Herzensgüte scheidet ihn vom Spötter und Witzbold, denn in eigenem Leide, in eigenen Prüfungen hat sich das Gold seines Wesens geläutert. Der Witz ist wie ein heller, scharfer Strahl, der Humor setzt alles in ein mildes, warmes Licht. Der Witz ist leicht und beweglich, der Humor schwer und tief. Der Witz kommt aus dem Verstand, der Humor aus dem Herzen, aus dem Gemüt. —

Von Fritz Reuter, dem größten deutschen Volkshumoristen, von seinem Leben und seinen Werken, soll dieses kleine Büchlein erzählen.

In einem kleinen, weltentlegenen Städtchen Mecklenburg-Schwerins, in Stavenhagen, ist Fritz Reuter am 7. November 1810 geboren. Die in

engen, kleinlichen Verhältnissen lebenden Bewohner kümmerten sich wenig um die große Welt. Während des Winters kam oft kein einziger Fremder ins Städtchen. Wer aber eine Reise zu machen hatte, etwa nach Hamburg, nahm das Abendmahl und machte Abschiedsbefuche, als kehre er nie wieder. Hinter ihm her aber tönte es wohl bewundernd: „Ne! Wat is't för ein Minsch!“ Zur Zeit der Geburt Fritzens ging's in seiner Vaterstadt karglich zu. Die Scharen des alles erobernden Korsen hatten hier geplündert. Die Bürger litten unter Nahrungslosigkeit und schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis: der Handel lag danieder, die Ausfuhr war gesperrt, der Ackerbau brachte kaum etwas ein. Da war es denn ein Glück, daß Stavenhagen einen so tüchtigen Bürgermeister hatte, Fritzens Vater, einen Mann von eiserner Energie, zäher Ausdauer und peinlichster Gewissenhaftigkeit. Mit rastloser Umsicht und zielbewußt veranlaßte er den Anbau von Handelsgewächsen wie

Kümmel, Runkelrüben und Farbpflanzen und war so auf die Hebung und Besserung der Verhältnisse bedacht. In vierzigjähriger Amtstätigkeit ist er seiner Gemeinde zu einem wahren Segen geworden. Seinem Sohn war er ein strenger Vater, jeder Heiterkeit abgeneigt, allen Künsten fremd. Er verstand nicht mit seinem Kinde zu fühlen, und die Schwär-



F. Reuter

7. Novem 1810 Stavenhagen
bns

Fritz Reuter als Friedländer Gymnasiast. Schattenriß mit eigenhändiger Unterschrift.



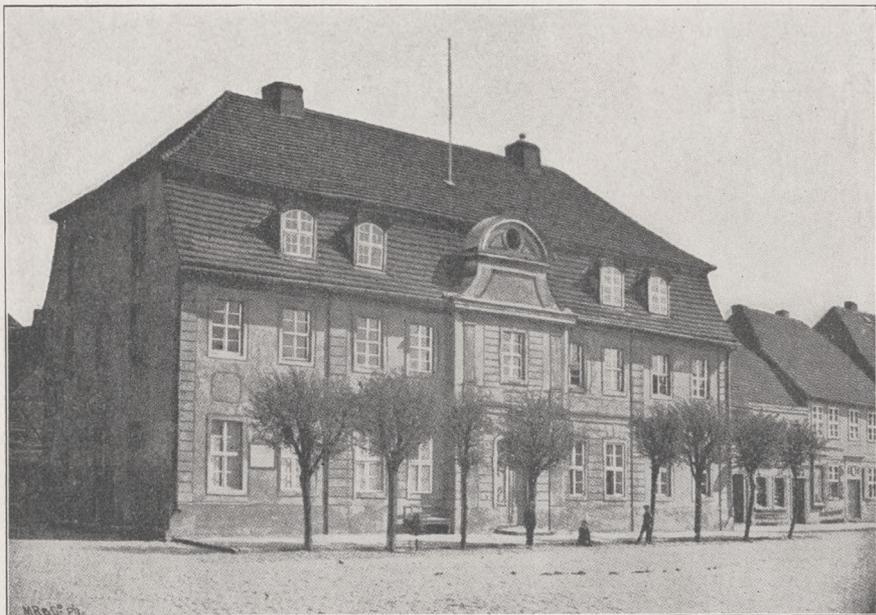
Die Mutter Reuters in jungen Jahren. (Reuter-Museum in Eisenach.)



Bürgermeister Johann Georg Reuter, der Vater des Dichters. Aus der Erinnerung gezeichnet von Fritz Reuter.

merci der Jugend war ihm unverständlich. Theaterbesuch und Tanzstunde hielt er für überflüssig, Bälle und Maskeraden waren ihm geradezu ein Greuel. So

hat der Vater dem Sohn immer ferngestanden. Anders seine von ihm hochverehrte Mutter, die leider schon starb, als Fritz 15 Jahre alt war. Seit der



Reuters Geburtsstätte, das Rathaus in Stavenhagen.
(Aus Gaeders: „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.“)

Geburt eines zweiten Söhnchens, das schon nach einem Jahre wieder starb, war sie gelähmt und ans Bett gefesselt. „In ihren guten Zeiten saß sie im Stuhl und nähte, so fleißig, so fleißig, als wären ihre armen, schwachen Hände gesund, und in ihren schlimmen Zeiten lag sie zu Bett und las unter Schmerzen Bücher.“ Vom Bett aus leitete sie aber mit Unterstützung einer Tante den umfangreichen Haushalt. Ihre gottergebene Frömmigkeit und stete Liebe und Güte zogen den Sohn an ihre Seite, und mit ihrem sehr beweglichen Geist und einer lebendigen Phantasie sowie ihrer Begeisterung für die großen Dichter fesselte sie



Reuter als Friedländer Gymnasiast. Selbstbildnis aus seiner Schülerzeit.

ihn und führte ihn in den Wundergarten deutscher Dichtung ein.

Aber noch zwei andere Personen sind es, die großen Einfluß auf den Knaben ausübten: sein Pate, der Amtshauptmann Weber, und der Ratsherr Herse. Ersterer, ein kräftiger, hochgewachsener Mann von würdigem, achtunggebietendem Aussehen, brachte der Mutter gute Bücher und las ihr vor. Gern machte Fritz Gänge zum Schlosse, wo der Pate wohnte, und ließ sich von ihm zur Belohnung zur gutmütigen, behäbigen Wirtschafterin Madame Westphalen schicken, die immer etwas Gutes für den Knaben hatte. Der wackere, ehrenfesteste Amtshauptmann trug noch gepudertes Haar und ein zierliches Zöpfchen; aber mit seiner Gemütsstärke vereinigten sich Festigkeit und Energie. „Up sine breide Stirn stunn schrewen, un in sine blagen Ogen kunn ji lesen: kein Minschenfurcht, woll ewer Gottes-

furcht, un hei was en Kirl up en Platz!“ Er sprach mit Vorliebe Plattdeutsch, und sein Lieblingswort war: „Min Herzenskindting, ne, wat denn?“ So wie er selbst rasch und sicher sprach und handelte, so wollte er es auch von den Knaben haben. Bei ihren

Erzählungen ärgerte er sich immer darüber, daß sie so oft stockten und sich in der Verlegenheit halfen mit „un dunn — un dunn!“ Er versprach dem, der eine Geschichte ohne dieses Hilfsmittel erzählen könne, einen Schilling. Fritz Reuter brachte es fertig, schloß aber siegesgewiß seine Erzählung mit den Worten: „Un dunn kreg ick'n Schilling!“ „Un dunn, min

Herzenskindting, was de Schilling weg!“ war die trockne Antwort Webers, der sein Geld wieder einsteckte.

Viel nachhaltiger aber als der Einfluß des Amtshauptmanns, der für den Knaben immer eine Respektperson blieb, war derjenige des „Allerweltkonfels“, des Ratsherrn Herse. Zeit lebens ein großes Kind, verstand der dicke, drollige, von Gesundheit strotzende, stets lustige, treuherzige Mann, die Herzen der Kinder zu gewinnen, die, um ihn herumitzend, ihn, der alles haarscharf wußte und alles ganz genau kannte, ausfragten, und der sie Kinder Spiele lehrte, ihnen auf die Drachen, die sie auf der Priesterkoppel steigen ließen, gräßliche „Medusengesichter“ malte, mit seinen runden, fetten Fingern ihnen allerlei Spielzeug verfertigte, auf seiner alten Violine vorspielte und mit ausschweifender Phantasie Ritter- und Räubergeschichten oder vom Tugendbund erzählte



Kirchenrat von Buchfa.



und ihnen den großen eisernen Fingerring zeigte, den er 1813 für seinen goldenen eingetauscht hatte. Aber auch Turen — an einer alten Leiter —, Zeichnen und Malen lernten sie bei ihm, und um ihnen die Rechtschreibung schmackhaft zu machen, diktierte er ihnen einen ungeheuerlichen selbsterfundenen Roman. „Waldmann“ hieß die wunderbare Geschichte. Der Held konnte sich unsichtbar machen, und als Fritz den Onkel fragte, wie er das bewerkstelligt habe, sagte ihm Herse, der stets eine Antwort bei der Hand hatte, er habe zu diesem Zwecke Bilsenkraut geraucht. Fritz wollte nun aber sehen, ob die Sache richtig wäre, und stopfte einem alten Knecht die Pfeife mit Bilsenkraut, auf das er oben eine dünne Schicht Tabak packte. Als sein Opfer zu rauchen begann, setzte sich Fritz ihm gegenüber, um die Wirkung zu beobachten. Der alte Knecht aber blieb sichtbar, hustete und spuckte aus und faßte schließlich den Knaben, in dem er bald den

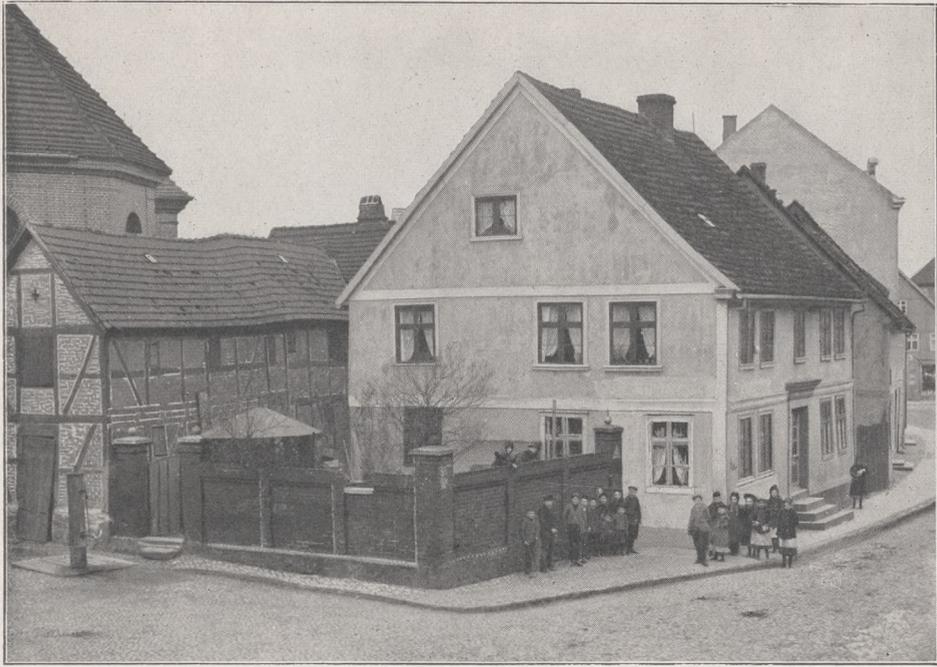
Übeltäter erkannte. Er schleppte ihn zum Vater, und hier beichtete Fritz. Der Bürgermeister ließ sich den Roman geben und las ihn. Es war übrigens der einzige Roman, den er je gelesen hat. Er erklärte die Geschichte für das dummste Zeug, das er je gesehen hätte, und ersuchte den Ratsherrn, die Weiterführung der romantischen Erzählung zu unterlassen.

Als sinniger Naturfreund lehrte der Ratsherr die Knaben, wenn er sie mit auf die Jagd nahm, auf die Stimmen der Natur lauschen. „Er führte uns“, erzählt der Dichter, „in die Felder und wußte für jedes Unkraut einen hübschen lateinischen Namen. Er führte uns in den Wald, wußte für jeden Waldgesang den richtigen Ton herauszufinden und legte den Tönen einen menschlichen Text unter. „Hört ji woll, Jungs,“ sagte er, wenn er uns auf den Schnepfenzug mitnahm und der Krammets-

vogel beim Sonnenuntergang in den Ästen der Bäume umhersprang und sein abge-



Pastor Ernst Meuter in Sabel. Pastell von Fritz Meuter.



Die Rektorschule zu Stavenhagen. (Aus dem Reuter-Kalender. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.)

brochenes Liedlein lustig in den dunstigen Herbstwald herniederfang, „Sei raupen mi orndlich, — Hürt Zi woll: Ratsherr Hers' — kumm hir her! — Scheit mi dod! — Jek bün hir — wo's Grischow (Name des Apothekers)? — wo is Grischow? — Scheit mi dod!“ — So vogelsprachekundig, verstand er auch die Vogelstimmen täuschend nachzuahmen, und Fritz Reuter war sein gelehriger Schüler. Auch ohne den Dinkel schweifte er gern überall umher, er kannte genau alle Ställe und Scheunen, Straßen und Plätze der Stadt und in der Umgebung Wald, Feld und Busch, besonders seinen lieben Ivenacker Park.

Obgleich es in Stavenhagen drei Schulen gab, die von einer Weberwitwe geleitete Becker'schule, die unter Anwendung einer an einer Bohnenstange befestigten, bis in die entlegensten Winkel der Schulstube reichenden Rute bis zur Fibel brachte, die Küsterschule, die unter der Herrschaft des Stockes bis in den Katechismus führte, und die Rektorschule, in der man unter dem Herrn Rektor und der Frau Rektor bis in die Bibel und das mecklenburgische Ge-

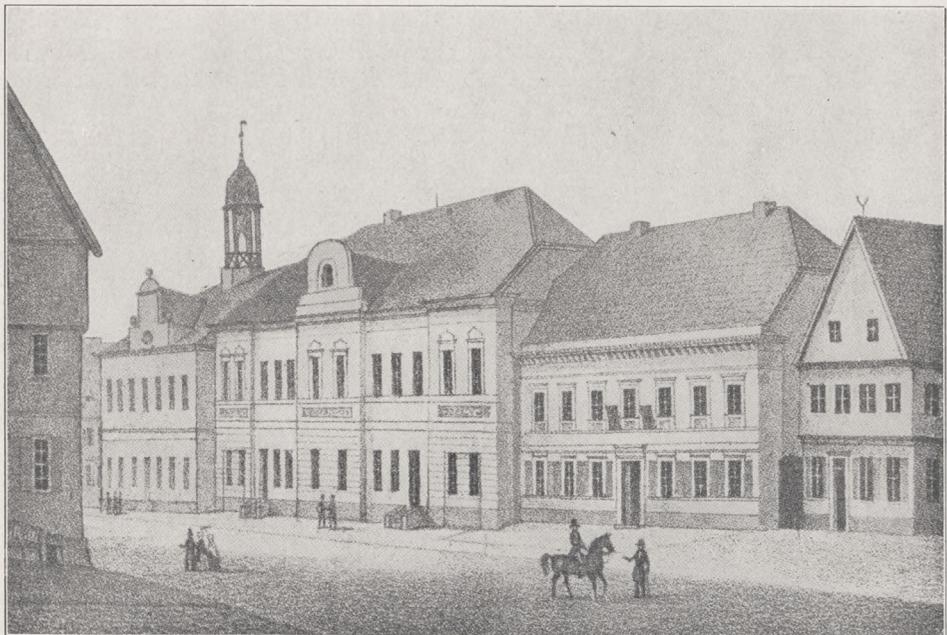
sangbuch kam und auch etwas rechnen und schreiben lernte, besuchte Fritz keine dieser Anstalten. Die ersten Anfänge im Lesen und Schreiben brachte ihm seine Mutter bei, und nach kurzem Besuch der Mamsell Schneiderschen Privatschule, wo er als einziger Junge unter lauter Mädchen stets geneckt und gehänselt wurde, bestellte sein Vater ihm Kandidaten, die ihn weiter unterrichteten, zu seinem Nachteil, da er so an regelmäßige Arbeit und straffe Schulzucht nicht gewöhnt und auch zu andauernder Arbeit nicht angehalten wurde. Das hat ihm später sehr geschadet. — Sein erster Lehrer im Französischen war der Schneider Kreuz; er war als Geselle einmal längere Zeit in Paris gewesen. Aber bei einer Prüfung, die der Dinkel Ernst, der Pastor in Jabel war, mit ihm abhielt, stellte sich heraus, daß Kreuz ein sehr mangelhaftes, merkwürdiges Französisch lehrte. Er wurde deshalb abgesetzt, und an seine Stelle trat der Uhrmacher Droz aus „die böne Sweiz“, ein drolliger, quecksilberner Mann mit bewegter Vergangenheit, der nur mangelhaft deutsch sprach. Er erzählte dem Knaben viel und förderte ihn

in der französischen Umgangssprache; Grammatik trieb er nicht. Der Vater fand trotz seiner großen Arbeitslast noch Gelegenheit, ihm abends Unterricht in der Geographie zu geben. Auch verbesserte er ihm seine Zeichnungen; denn Zeichnen war die einzige Kunst, die der Bürgermeister einst in seiner Jugend gepflegt hatte.

1828 machte Fritz mit dem Vater eine dreiwöchige Reise ins Ausland, nach Braunschweig und Magdeburg. Für seinen Vater mußte er im Auftrage des Vaters eine Reisebeschreibung verfassen, die schon eine gute Beobachtung, Treffsicherheit des Ausdruckes und eine Neigung zu neckischem Humor erkennen läßt.

Der Vater wünschte, daß Fritz sein Nachfolger als Bürgermeister werden sollte. Er mußte deshalb zunächst das Gymnasium durchmachen, und so kam er vorläufig nach Friedland. Bei der Aufnahmeprüfung fragte ihn der Lehrer, was für Kenntnisse er sich im Französischen erworben habe. Er gab an, er habe Voltaires Charles douze gelesen. Eine leichte Aufgabe aus der französischen Grammatik, die Deklination des unbestimmten Artikels, konnte er aber nicht lösen, und so machte denn der Lehrer

die Bemerkung, daß ein Mensch, der den Charles douze gelesen habe, doch wenigstens die Anfangsgründe der französischen Grammatik kennen müsse. Dieses Ereignis gab seinen Mitschülern Veranlassung, ihm den Spitznamen „Charles douze“ oder „Korl duß“ anzuhängen, den er auch in späterer Zeit, als Student und Gefangener behielt, und mit dem er selbst Briefe an seine Leidensgenossen auf der Festung unterzeichnet hat. Er war damals ein gesunder, kräftiger Junge mit hellblondem Haar, der sich wegen seines frisch-fröhlichen, offenen und gutmütigen Wesens die Zuneigung der Lehrer und Mitschüler errang. Schon damals soll er ein guter Erzähler gewesen sein, dem es nicht schwer fiel, wenn er auf Spaziergängen eine kleine Schar von Altersgenossen am Waldessaume um sich sammelte, sie durch Erzählungen aus Scottschen Romanen, die er damals las, stundenlang zu fesseln. Seine Neigung zur Malerei machte sich mehr und mehr geltend, zum Ärger seines Vaters, der an seiner Begabung zweifelte und fürchtete, er möchte durch die Beschäftigung mit dieser Kunst von seinem eigentlichen Ziele abkommen. Und wirk-



Gymnasium und Postgebäude in Rarchim zur Schülerzeit Reuters.
(Aus Gaederg: „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.“)

lich war Fritz kein eifriger Schüler, sondern er gab oft zu Tadel Veranlassung durch unpünktliches Erscheinen in der Schule — er ist zeitlebens ein Spätaufsteher geblieben —, verspätete Abgabe seiner Arbeiten und durch seine Kneipeereien. Die Briefe des Vaters an ihn aus dieser Zeit enthalten denn auch fast nur Mahnungen zum Fleiß und Würde wegen seines geringen Eifers, während in Fritzens Briefen an den Vater Bitten um Verzeihung mit Gelöbnissen der Besserung abwechseln. Auch hier sehen wir, wie der Vater, der seine Eigenschaften im Sohne wiedererblicken will, etwas Unverständlichem gegenüberzustehen glaubt, wenn er statt Ordnungsliebe Unpünktlichkeit, statt rastlosen Eifers Trägheit und Gleichgültigkeit erblickt.

Von Friedland wurde Fritz dann nach Parchim, dem Geburtsort Moltkes, geschickt, weil zwei seiner Lehrer dorthin versetzt worden waren, vielleicht auch, weil an der Parchimer Anstalt das Zeichnen nicht gelehrt wurde, was den Wünschen des Vaters sehr entgegenkam. Auch hier ging es nicht viel besser: die Zeugnisse waren meistens schlecht, und nur einmal, nach dem Tode seiner geliebten Mutter, raffte er sich auf und arbeitete fleißig, sodaß er ein gutes Zeugnis nach Hause schicken konnte. Der hocherfreute Vater schenkte ihm drei Friedrichsdor, die er zu einer Reise nach Rügen verwenden durfte. Auf dieser Ausfahrt in „das liebliche Ländchen in Sommermorgenpracht, umgürtet vom sonnbeglänzten Meere“, entstand ein längeres, schwungvolles Gedicht über den Herthasee, das ihm später, als er in Berlin gefangen war, in der Hausvogtei mit andern Sachen abgenommen wurde und verloren gegangen ist.

In Parchim erlebte er seine erste Liebe. Des Hofrats Wüsthoff blonder

Tochter Adelheid machte er Fensterpromenaden, und eine blaue Schleife, die sie verloren hatte, trug er unter der Weste. Sie begeisterte ihn auch zu poetischen Huldigungen. Die erreichten aber ein plötzliches Ende, als der Vater dahinter kam und ihm mit Anzeige beim Schuldirektor drohte. Bis in sein Alter hinein hat er der Jugendgeliebten, die später einen anderen heiratete, gedacht.

1831 bestand er seine Reifeprüfung. Die geringsten Kenntnisse wies er im Französischen nach, in Mathematik und Deutsch war er gut. Seine Aufsätze waren schon in den letzten Schuljahren öfters gelobt worden. Nun sollte Fritz nach seines Vaters Wunsch gegen seinen eigenen Willen Jura studieren. Als Universität suchte sein Vater ihm Rostock aus, wohin auch sein Vetter August ging, der sich der Theologie widmete. Nur



☒ Amtshauptmann Weber. ☒

in der ersten Zeit besuchte Fritz Reuter Vorlesungen. Seinen Vater beruhigte er in seinen Briefen, er studiere zu Hause aus Büchern. Sein Hang zur Geselligkeit brachte ihn bald in fröhliche Gesellschaft, und er führte schließlich ein sehr fideles Leben dort. Aber sein Wunsch war, nach Jena zu gehen. Unter Hinweis auf die dortigen vortrefflichen Lehrkräfte gelang es ihm, seinen Vater zu bewegen, daß er seine Zustimmung gab. Sein Abgangszeugnis von Rostock zeigt an der Stelle, wo die gehörten Vorlesungen bescheinigt sein sollten, einen großen Gedankenstrich.

Fritz Reuter kam nach Jena, von dem er in „Hanne Nüte“ singt:

Ach Jena! Jena! lieber Sohn,
sag mal, hörst du von Jena schon?
Hast du von Jena mal gelesen?
Ich bin ein Jahr darin gewesen,
als ich noch Studiosus war.
Was war das für ein schönes Jahr!

Hier besuchte er im ersten Semester fleißig die Vorlesungen und rühmte seinen vortrefflichen Lehrer, den Professor

Schröter. Aber im Winter wurde sein Besuch wieder seltener und seltener. Er beschäftigte sich viel mit seiner geliebten Malkunst. Er war der Burschenschaft der Germanen, der zwar verbotenen, aber angesehensten der studentischen Vereinigungen Jenas, beigetreten. Die jungen Feuerköpfe nährten in ihren Sitzungen politische Bestrebungen, die auf die Errichtung eines geeinten, freien Deutschlands hinielten. Reuter fühlte sich in ihrer Mitte sehr wohl, wenn er auch nicht zu den Eiferern gehörte und wohl kaum an einer politischen Sitzung teilgenommen hat. Ihm behagte das nette studentische Leben in Jena, die geistig anregende Gesellschaft, und er sang wohl einmal ein Lied gegen die Fürsten mit, war aber sonst mehr bekannt als tüchtiger Kneipgenosse und gefürchteter Fechter mit Schläger und Rapier. Er schildert sich selbst in damaliger Zeit als einen magern, lang aufgeschossenen Burschen mit langem Halse und langem Haar, bedeckt mit einer mit Schwarz-Rot-Gold verbrämten Mütze, in der Hand einen

Ziegenhainer, den beliebten Spazierstock der Studenten. Als auf dem allgemeinen Burschentag zu Stuttgart beschlossen worden war, die Burschenschaft solle die Erregung einer Revolution vorbereiten helfen, um dadurch die Freiheit und Einheit Deutschlands zu erreichen, trat Reuter aus der Burschenschaft aus. In Jena fanden zwischen den Studententeilen Reibereien und schließlich Kämpfe mit Ziegenhainern, Rapieren und Pistolen statt, so daß Militär gerufen werden mußte. In der Neujahrsnacht 1831/32 stürmten Studenten das Justizamt. Unter den Angreifern zeichnete sich besonders ein Student in weißem Flauschrock mit schwarzem Samttragen aus. Das war aber das Kleidungsstück, in dem Reuter in ganz Jena bekannt war. Ein Bedell, den Reuter verschiedentlich gekränkt hatte, beschwor deshalb unter seinem Diensteid, daß Reuter jener Hauptanführer gewesen sei. Reuter konnte zwar nachweisen, daß er zur Zeit der Ausschreitungen zu Hause gewesen war und seinen Flauschrock einem andern Studenten ge-

liehen hatte; aber der Boden war ihm doch heiß unter den Füßen geworden, und er erbat sich ein Abschiedszeugnis, das ihm auch gewährt wurde und den Satz enthielt: „Er hat sich so betragen, daß außer einer zweimaligen Geldstrafe eine sonstige Strafe ihn nicht getroffen hat.“ Von Vorlesungen wurde ihm auch in Jena nichts bescheinigt. Nach kurzem Aufenthalt in der



Die ehemalige Berliner Stadtvogtei, Wolkenmarkt Nr. 1—3, in die Fritz Reuter als Untersuchungsgefangener eingeliefert wurde.

Nähe Jenas,
in Camburg,
ging er nach
Staven-

hagen, wo
er bis zum
Herbst blieb.

— Inzwi-
schen hatte in
Frankfurt a.
M. das soge-
nannte Frank-
furter Atten-
tat stattge-
funden. Ei-
nige junge
Leute, denen
sich Bauern
aus dem nahe-



Handzeichnung Fritz Reuters vom Gefangenenhof in der Hausvogtei. Zu seiner Zeit der „Paradieshof“ genannt.

gelegenen Bonames zur Unterstützung
gesellt hatten, stürmten die Hauptwache,
wurden aber bald von einem Bataillon
Soldaten überwältigt. So ward der
ganze Aufstand schnell unterdrückt. Aber
man fürchtete sich in den Regierungen,
und da es hieß, daß Studenten die Ver-
anlasser des Attentats gewesen wären,
begann eine Spürsuche nach Demagogen,
die auch bis Jena reichte. Hier fanden
viele Verhaftungen statt. In dem stillen,
weltabgelegenen Stavenhagen hatte man
nichts von diesen Vorgängen gehört.
Deshalb ließ Reuters Vater ihn sich im
Oktober 1833 nach Berlin wenden, um
dort oder in Leipzig weiter zu studieren.

In Berlin erfuhr Fritz Reuter von
den Verhaftungen. Da er auf der Uni-
versität keine Aufnahme erfuhr, reiste er
weiter nach Leipzig, wo es ihm aber
ebenso erging. Zu seinem Unheil wählte
er zur Rückreise seinen Weg wieder über
Berlin, wo er sich noch drei Tage auf-
hielt, bis er am 31. Oktober 1833 ver-
haftet und in die Stadtvogtei geschleppt
wurde. Hier saß er anfangs mit Strolchen
und Bagabunden zusammen, bis sein
Vetter Ernst, der in Berlin Chemie
studierte, es durchsetzte, daß ihm eine
Einzelzelle angewiesen wurde, in der es
erträglich ausfah, und wo man ihm auch
Schreib- und Zeichenutensilien gestattete.
Der Vetter schrieb dem Bürgermeister,
der wie vor den Kopf geschlagen war.
Ein Brief an seinen Sohn aber zeigt

Noch, Fritz Reuter.

uns den kalten, strengen Mann in we-
sentlich freundlicherem Lichte als bisher.
Er lautet:

Lieber Fritz!

Ich weiß nicht, ob diese Zeilen an
Dich gelangen werden. Die Menschen-
freundlichkeit Deiner Richter wird es
jedoch hoffentlich gestatten. Heute mor-
gen erhielt ich die unglückliche Nachricht
der Arretierung Deiner. Weg mit Ver-
weisen, sie können hier nichts nützen.
Wenn Du gefehlt hast, so ertrage nun
auch Dein Vergehen mit Mut. Sei
größer als Deine etwanige Schuld. Milde
Richter waren von jeher Deutschlands
Zierde. Sie werden auch Dir sein, so
hoffe ich zu Gott. Überzeugt mit allen,
die Dich kennen, von der Güte Deines
Herzens, vergebe ich Dir, hättest Du ge-
fehlt. Rechne daher auf die Fortdauer
meiner Liebe zu Dir und meiner Teil-
nahme für Dich. Dies nur bitte ich als
Vergeltung: suche Deine Gesundheit zu
erhalten, so viel es möglich, und ver-
wende, ernstlich arbeitend, Deine Einsam-
keit und Deine Zeit so nützlich, als es
die Umstände und die Güte Deiner
Richter nur gestatten, und gib mir,
wenn es Dir erlaubt wird, Nachricht
von Dir. Gott lenke alles zum Besten.
Es grüßt Dich

Dein treuer Vater.

Stavenhagen, den 4. November 1833.

Es begannen die Verhöre. Fritz wollte
zwar alles bekennen, aber keine Verbin-

dungsmitglieder nennen, also nicht den Angeber spielen. Er betonte, daß er an den politischen Dingen in der Jenaer Burschenschaft keinen Anteil genommen habe und ein lässiges Mitglied gewesen sei, das sich mehr um studentische Vergnügungen als um politische Angelegenheiten gekümmert habe. Der Vater kam nach Berlin und suchte das Vergehen seines Sohnes in ein mildes Licht zu setzen. Seine Bemühungen waren umsonst, doch durfte er seinen Sohn sehen.

Viel schlimmer und quälender wurde Fritz Reuters Lage, als er am 1. Januar 1834 in die Hausvogtei und damit in die Krallen des Kriminalrats Dambach geriet, der in unendlichen, spitzfindigen Verhören die ihm zur Untersuchung übergebenen leichtsinnigen, unbesonnenen Schwärmer als verbrecherische Hochverräter entlarven wollte. Scheinbar freundlich und wohlwollend, peinigte dieser Untersuchungsrichter Fritz Reuter bis zur Verzweiflung. Er wollte vor allen Dingen die Namen der Mitschuldigen wissen. Als einmal eine der Schwestern Reuters diesen in Gegenwart „Onkel Dambachs“ sprechen durfte, sagte der Kriminalrat zu ihr: „Sagen Sie dem Vater, sein Sohn sei der verstockteste Mensch, der mir je vorgekommen ist!“ Darauf fiel ihm kühn der Gefangene ins Wort: „Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Kriminalrat, wird meine Schwester unserm Vater sagen, daß ich niemanden verrate!“

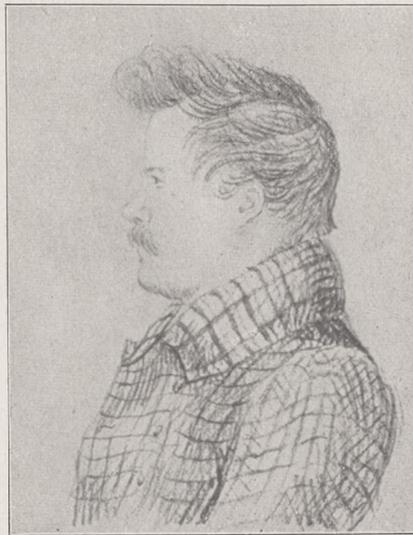
Schrecklich war der Aufenthaltsort, wo Reuter gefangen war: ein enges, feuchtes Loch mit Fenstern, die außen mit schrägen Blechkästen verwahrt waren, so daß nur sehr spärliches Licht eindringen konnte. Seine Augen litten sehr in dieser Dunkelheit. Tinte und Feder wurden ihm ver sagt. Da machte er sich denn

mit Hilfe eines scharfen Blechlöffels aus einem Holzspan seines Fußbodens eine Feder und aus gebrannten Walnußschalen eine Art Tinte. Aus dem Gedächtnis schrieb er nun Verse des englischen Dichters Byron auf und verfaßte auch selbst Gedichte. Im November 1834 fiel endlich die Entscheidung: Als Mitglied der Bur-

senschaft Germania wurde Fritz Reuter des Verbrechens des Hochverrats am preussischen Staate für verdächtig befunden, und da er auf preussischem Boden ergriffen worden war, hatte er sich auch preussischem Urteil zu unterwerfen. Der Urteilspruch erfolgte jedoch noch nicht. Zunächst brachte man ihn, bis das Urteil gefällt wäre, auf die schlesische Festung Silberberg. Dambach hatte den Mut, ihm beim Abschied noch heuchlerisch zu sagen: „Lassen Sie

sich immerhin auf die Festung Silberberg abführen, Sie müssen entschieden in Ihr Vaterland ausgeliefert werden.“

Silberberg, eine Gründung Friedrichs des Großen, lag hoch oben im Eulengebirge. Hier herrschte den größten Teil des Jahres kalter, harter Winter. Die Stube, die Reuter zugewiesen bekam, war zwar geräumig, aber sie war doch eine düstere, feuchte Kasematte. Aber zu bestimmten Zeiten wurde ihm Bewegung gestattet, und er durfte mit seinen Leidensgenossen verkehren. So gingen die Tage hin. Quälende Ungewißheit über seine Zukunft brachte ihn manchmal der Verzweiflung nahe, und in dieser Zeit bildete sich bei ihm eine Leidenschaft aus, die ihn immer fester umkrallte und nie mehr losließ. Um sich über sein unglückliches Loos hinwegzutäuschen und, wie er sich selbst einredete, als Mittel gegen die Kälte, trank Reuter zuzeiten mehrere Tage lang und berauschte sich



Selbstbildnis Reuters während seines Aufenthaltes auf der Festung zu Magdeburg. (Reuters-Museum zu Eisenach.)

bis zur Bewußtlosigkeit. Nach schweren körperlichen Leiden wieder erwacht, nagte dann die Reue an ihm und hielt ihn in strenger Nüchternheit, bis ein neuer Anfall ihn übermannte.

Im Januar 1837 wurde ihm endlich sein Urteil verkündigt, das schon im August des Vorjahres gefällt worden war. Er war „wegen Teilnahme an hochverräterischen burschenschaftlichen Verbindungen und wegen Majestätsbeleidigung“ — es war festgestellt worden, daß er einmal ein Lied gegen die Fürsten mitgesungen hatte, hauptsächlich der schönen Melodie wegen, wie er sagte — zum Tode verurteilt, aber vom König von Preußen zu dreißigjährigem Festungsarrest „begnadigt“ worden. Sein Leben war vernichtet!

Auf Silberberg hatte er etwas Mathematik getrieben und gezeichnet und gemalt. Seine Augen waren aber, besonders durch den Aufenthalt in der Hausvogtei, so angegriffen, daß nach Aussage des Stabsarztes schwarzer Star entstehen konnte, wenn er nicht in anderes Klima gebracht wurde. So transportierte man ihn denn im Februar 1837 nach Glogau, wo er aber nur sechs Wochen blieb. Es war eine schöne Zeit, die er dort verlebte. Er durfte auf dem Wall spazieren gehen und erhielt vom Platzmajor schöne Bücher. Aber es fehlte hier an Platz, und er wurde nach Magdeburg geschickt. Hier wurde er statt in der Festung im Zellengefängnis, dem sogenannten In-

quistoriat, untergebracht. Im untersten Stockwerk lag seine 12 Fuß lange, 6 Fuß breite Zelle, die durch ein kleines, lochähnliches Fenster in der Decke nur ganz kümmerliches Licht erhielt. Erwärmt wurde sie durch Luftheizung, durch welche die warme Luft oben und die kalte unten zugeführt wurde, so daß der Gefangene immer kalte Füße und einen heißen Kopf hatte. Das Trink-

wasser war meistens ungenießbar; nahe gelegene Kloaken verpesteten die Luft. Der Kommandant schien nur darauf bedacht zu sein, wie er die „Hochverräter“ und „Königsmörder“ peinigen konnte. Aber durch Vermittelung des Platzmajors bekam Reuter Schreib- und Zeichenutensilien und verlebte mit seinen alten und neuen Freunden manchen ganz vergnügten Abend.

Eingaben seines Vaters um Unterbringung des Sohnes in einer mecklenburgischen Festung hatten keinen Erfolg; dagegen bewirkten erneute Gnadengesuche von Vater und Sohn die Herabsetzung der Festungsstrafe von 30 auf 8 Jahre. Bei einer Untersuchung des Gefängnisses stellte endlich eine Gesundheitskommission fest, daß es an frischer Luft, Licht und Wärme mangelte, und es wurde bestimmt, daß die Gefangenen auf eine andere Festung gebracht werden sollten, wenn dort Platz wäre.

Endlich kam der Befehl, Fritz Reuter und einige seiner Leidensgenossen sollten nach Graudenz geschafft werden. Die Reise ging über Berlin, und hier verbrachte Reuter in der Hausvogtei in demselben ungeheizten Loche, in dem er früher schon gewesen war, bei ungeheurer Kälte und sehr schlechter Verpflegung zwei Tage und drei Nächte, immer in der von seinen Gefangenwärtern genährten quälenden Angst, längere Zeit wieder hier bleiben zu müssen. Sein



Pastor Augustin zu Rittermannshagen mit den Seinen auf der Landpartie.
Federzeichnung von Fritz Reuter.

Vater, der nach Berlin gekommen war, um ihn zu sprechen, wurde durch Intrigen Dambachs nicht vorgelassen. In seiner „Festungstid“, in der Reuter beinahe ein Vierteljahrhundert später die Zeit seiner Leiden in die „rostigen Fluten des Humors getaucht“ hat, entringt sich ihm diesem Dambach gegenüber das Wort: „Dafür sollst Du mir im Jenseits Rede stehen!“

In einer bösen, gefährlichen Reise über das Eis der Weichsel ging es dann nach Graudenz, wo er frische Luft, schönes Wasser, angenehme, gesunde Lage und einen leutseligen und freundlichen Kommandanten fand. Hier widmete er sich wieder stark der Malerei, las aber auch Bücher über Landwirtschaft. Der Bürgermeister hörte mit den Bemühungen um die Verbesserung der Lage seines Sohnes nicht auf. Endlich erreichte er, daß der Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg und seine Gemahlin, die Tochter des preußischen Königs, sich an Friedrich



Ökonomierat Fritz Peters.
Aus dem Reuter-Museum in Eisenach.



Frida von Bülow. Gemälde von Fritz Reuter.

Wilhelm III. wandten und inständigst um die Auslieferung Reuters baten. Diese erfolgte. Nachdem Fritz Reuter geschworen hatte, seinen Fuß nie wieder auf preussisches Gebiet setzen zu wollen, wurde er nach Mecklenburg ausgeliefert und kam auf die kleine Festung Dömitz. Hier hatte er unter dem Obersten von Bülow, in dessen Familie er verkehren durfte, eine leichte Haft, bei der er manchmal vergessen konnte, daß er überhaupt Gefangener war. Mit dem alten Herrn spielte er abends Schach, und die Töchter unterrichtete er im Zeichnen. Er durfte große Spaziergänge machen und Besuche seiner Angehörigen empfangen. Eine Zeitlang wurde das trauliche Verhältnis zur Familie von Bülow allerdings gestört, als der Oberst den Staatsgefangenen eines Tages überraschte, wie er vor einer seiner Töchter, der achtzehnjährigen Frida, in die er sich verliebt hatte, auf den Knien lag. Nun war es mit dem Familienverkehr aus, und Fritz wurde strenger gehalten. — Eines Tages brennt es im Schlosse. Rauch erfüllt die Zimmer. Niemand weiß, woher er kommt. Reuter findet hinter einem Schrank den Rauchherd und erstickt das Feuer. Der gut-

mütige alte Herr sagt darauf zu ihm: „Na, hören Sie mal, Herr Reuter, Sie sind nun unser Retter. Dafür danke ich Ihnen. Aber nu will ich Ihnen noch was sagen: Sie sind nicht der Ritter meiner Töchter, denn dafür danke ich auch. Na ja, ich will es vergessen; aber nun schreiben Sie man mal das ein bißchen auf, was ich Ihnen nu diktire: Ich Endesunterzeichneter erkläre hiermit, daß die Töchter des Herrn Kommandanten, Oberstleutnant von Bülow, mir von jezt an alle gleichgültig sind. Friedrich Reuter, stud. jur., Staatsgefangener auf der Festung Dömitz.“ Am Abend des Tages durste er wieder mit dem Kommandanten Schach spielen.

Fritz Reuter war beinahe 30 Jahr alt, als 1840 Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron bestieg und eine Amnestie den politischen Verbrechern die Freiheit verschaffte, mit ihnen auch Reuter. Früh an einem Augustmorgen wanderte er, ein Känzchen auf dem Rücken, ein Hündchen, das ihm die Kommandantentöchter von Dömitz einst geschenkt hatten, an der Leine, zum Tor hinaus. Vor ihm lag eine öde, trostlose Heidegegend. Er war frei, aber sein Herz war schwer. Er kam an einen Kreuzweg. Welchen Weg sollte er einschlagen? „Sæben Johr legen achter mi, sæben Johr, un sei legen mi dunn swor as Bentnerstein' up't Hart; in dese Johren was nicks gescheihn, mi vörwarts tau helpen in de Welt, und wat sei mi mæglich nützt hewwen, dat lagg deip unnen in'n Harten begraven unner Haß un Fluch un Grugel. Ich mügg't nich doran rögen; 't was, as süll ik Gräwer upriten un süll minen Spaß mit Dodenknafen bedriwen. — Un wat lagg vör mi? — ne Heid' mit Sand un Dambusch. — Weg? — O, vele Weg' führten dor dörch, æwer gah man einer so'n Weg, hei fall woll mäud warden. — Un wecker was de rechte? — Min oll Vader was nah Doems henkamen und hadd mi besöcht. Hei was desülwige

olle gaude Vader von vördem; æwer in de sæben Johr wiren mit mine Hoffnungen of sine verdrögt; hei hadd sik gewennt, mi so antauseihn, as ick mi sülwst ansacht, as en Unglück. Hei hadd sik för de Taufkunst en annern Taufnitt maht, un ick stunn nich mihr vöran in sin Ketenerempel. Wi wiren uns frömd worden. De Schuld lagg mehr an mi as an em; de Hauptschuld æwer lagg dor, wo mine sæben Johr legen. Ach,



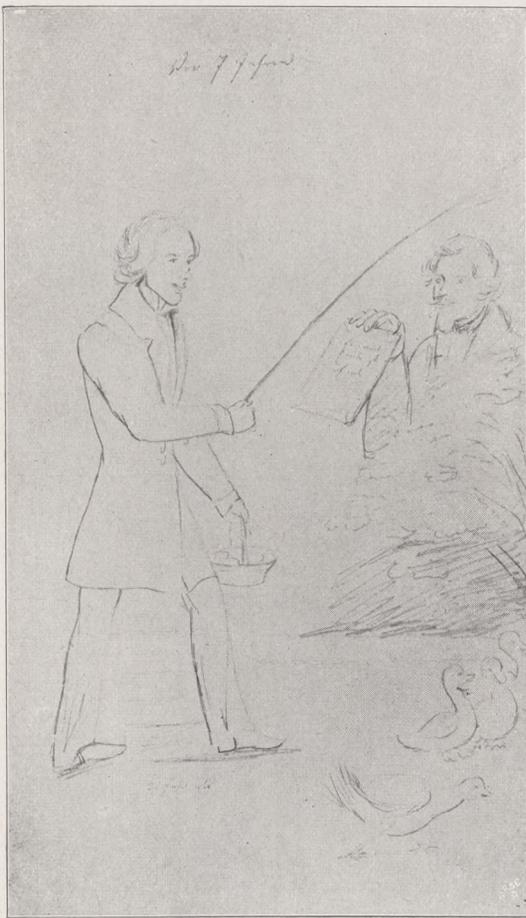
Luise Kunze als Braut. Kreidezeichnung von Fritz Reuter.

wat wiren dat för Gedanken — Wat was ick? Wat wüßt ick? Wat kunn ick? — Nicks. — Wat hadd ick mit de Welt tau dauhn? — Kein gor nicks.“

Ja, was sollte nun aus ihm werden? Er kam zu einem Freunde, mit dem er die Reiseprüfung abgelegt hatte. Der war Bürgermeister in Grabow, hatte eine schmucke junge Frau und ein trautes Heim. Hier wurde er freundlich aufgenommen. Aber er hatte das Gefühl, „as wir hei mit dreckige Stäweln in'ne saubere Stuw' rinne treden.“ In Parchim sah er im Gymnasium die Schüler der Prima. Sie erschienen ihm

wie Kinder; stand er doch mit 30 Jahren da, wo er wie jene mit 18 gestanden hatte! Endlich kam er nach Hause und wurde freundlich aufgenommen. Aber er war fremd geworden in der Heimat und im Vaterhause. Wieder und wieder pochte die bange Frage ans Herz: „Was nun?“ Der Vater wünschte, daß er das Studium der Rechte fortsetzte; er hätte sich lieber der Landwirtschaft gewidmet; daß sein Können für die Malerei nicht ausreichte, hatte er eingesehen. Er gab schließlich dem Vater nach und ging nach Heidelberg, wo für ihn die tröstloseste Zeit seines Lebens begann. Vorlesungen besucht er nicht. Seine Kraft war erlahmt, er fühlte sich zum Sterben müde. Wilder als bisher packte ihn sein altes Übel, das Trinken. Der Vater war aufs höchste erzürnt und drohte,

seine Hand ganz von ihm abzuziehen. Er war fest überzeugt, daß aus seinem Sohn nichts mehr werden würde, und ließ ihn aus Heidelberg abholen und nach Jabel zu seinem Bruder, dem Pastor Ernst Reuter, einem freundlichen, humorvollen Manne, bringen. Dieser hatte sich mit Fritz immer gut verstanden, und dem offenen Vertrauen des Neffen brachte er auch seinerseits volles Vertrauen entgegen. Im Kreise dieser trauten Familie — sieben liebe Töchter zierten sie — brachte Fritz Reuter nun einige wohlthuende Monate zu. Die schöne ländliche Umgebung wirkte beruhigend und gesundend auf ihn, und das angenehme Familienleben ließ seine Lebenskraft und seinen Humor wieder erwachen. Den schönen Basen las er Goethes Faust vor, den er zu diesem Zwecke abschrieb, die Stellen auslassend, die nach seiner Meinung für die Mädchen nicht paßten. Nach kurzem Aufenthalt im Vaterhause, wo er sich den fortgesetzten Klagen des Vaters gegenüber sehr unglücklich fand, wurde er 1842 „Strom“: er trat als Volontär bei dem Pächter des Gräflich Hahnschen Gutes zu Demzin ein und lernte hier drei Jahre Landwirtschaft. Der Pächter wußte ihn sehr gut zu behandeln. Er ließ seinen Neigungen, besonders dem Zeichnen und Malen, freien Spielraum, und wenn Fritz Reuter auch in den drei Jahren nicht zu einem praktischen Landwirt ausgebildet wurde, so erhielt er doch vor allem sein Selbstvertrauen wieder und neue Lebenslust. Auch der Arbeitstrieb wurde in ihm geweckt, und seine Gesundheit, die durch die siebenjährige Festungshaft gelitten hatte, kräftigte sich. Er wurde ein stattlicher, breitschultriger Mann von blühendem Aussehen. Eine dicke, aufgestülpte Nase machte sein Gesicht zwar häßlich, aber dafür wurde es verklärt durch den treuherzigen, schalkhaften Blick seiner schönen, blauen Augen. „Ein weißer Strohhut, ein Leinwandfittel, ein Paar wohlkonditionierte Stulpenstiefel deckten die Glieder,



Fritz Triddelfitz als Wirtschaftslehrling beim Fischfang.

die in erquicklicher Fülle durch die Nächte zu plagen drohten. „Strom“ stand auf dem roten Gesicht geschrieben, „Strom“ las man quer über seinen breiten Schultern, und „Strom“ war die Stifette seiner breitwadigen Stulpen.“ So wäre alles gut gewesen, wenn nicht zuzeiten seine Leidenschaft zum Trinken ihn erfaßt, auf Tage hingeworfen und seine frohe Lebenslust geknickt hätte. Was für ein guter Mensch muß er gewesen sein, daß trotzdem jeder, der ihn kannte, ihn lieb hatte und die Achtung vor ihm nicht verlor, wenn er von seiner Leidenschaft hörte!

Zu seinem großen Glück traten zwei Personen in sein Leben ein, denen er unendlich viel verdankt, die ihm geholfen haben, sein Leben zu zimmern: Fritz Peters und Luise Kunze. Fritz Peters, der Schwager seines Lehrherrn auf Demzin, war Pächter auf Thalberg bei Treptow a. d. Tollense. Die Bekanntschaft der beiden „Fritzings“ bildete sich bald zu einer treuen Freundschaft aus, und die lebenswürdige Frau, mit der sich Fritz Peters bald verheiratete, befestigte das Bündnis. So war denn Fritz Reuter oft in Thalberg zu Besuch und verlebte hier glückliche Stunden. Auch als später Peters das Gut Siedenbollentin kaufte, weilte Reuter oft und lange bei dem jungen Ehepaar, dessen Kinder er heranwachsen sah als gern gesehener Pate und Onkel. Und Fritz hatte jemand nötig, der ihm zur Seite stand. Sein Vater starb, ohne zu ahnen, was einst aus seinem Sohne werden würde. In seinem Testament vermachte er ihm 4750 Taler, von denen er aber zunächst nur die Zinsen haben sollte, bis er vier Jahre lang sich des Trinkens völlig enthalten hätte. Im Falle seiner Verheiratung sollte er nichts bekommen. Das war ein harter Schlag für Fritz, der immer noch geglaubt hatte, sein Vater, den man für einen wohlhabenden Mann hielt, werde ihm soviel hinterlassen, daß er sich ein kleines Gut pachten und in Gemeinschaft mit einer guten, ge-

liebten Frau verwalten könnte. Denn er hatte ein Mädchen kennen gelernt, das er wohl gern geheiratet hätte: Luise Kunze, eine Pastorentochter aus dem nahegelegenen Roggenstorf, lebte als Erzieherin im Hause des Pastors von Rittermannshagen, wo auch Fritz Reuter verkehrte. Das anmutige, gemütvollte Mädchen, das sehr musikalisch war, gut Klavier spielte und Volkslieder sang, die Fritz sehr liebte, entzündete in ihm sogleich die Flammen einer heftigen Liebe. Er war im Pastorhause wegen seines treuherzigen, fröhlichen Wesens wohlgekommen. Er wußte stets Anekdoten und Geschichten zu erzählen, machte zu allen Gelegenheiten passende Gedichte, Zucklapperverse u. dergl. und hielt bei Tische witzige kleine Reden. Der Eindruck, den er zunächst auf Luise machte, war allerdings nicht allzutief.



Fritz Triddelfitz als wohlstittuierter Gutsbesitzer von Fritz Reuter auf dem Bahnhof begrüßt. Bleistiftzeichnung von Fritz Reuter.



Der Marktplatz in Neubrandenburg mit dem Rathaus und dem Palais.

mir auch schon mit vieler Güte prophezeit, daß ich die besten Anlagen zu einem köstlichen Grund in mir trage. Ich tue denn auch alles Mögliche, um auf solche Stufe der allgemeinen Achtung zu gelangen . . . Ich bin eine ambulante Wasserkunst geworden und gehe damit um, mich

Sie blieb ihm gegenüber ziemlich kühl. Und was hatte er auch zu bieten? Jedermann kannte seine Vergangenheit, sein Leiden; seine Erscheinung empfahl ihn auch nicht sonderlich. Was aus ihm werden sollte, war noch ganz ungewiß. Ende 1845 verließ er nach einem heftigen Anfall Demzin und begann ein Wanderleben, das ihn bald hierhin, bald dorthin führte, am liebsten immer wieder nach Thalberg. Hier entstand der Entwurf zu seiner „Stromtid“, zunächst hochdeutsch. 1847 ging er in die Wasserheilanstalt Stuer am Plauer See, um hier Heilung von seinem Leiden zu suchen. Ergötzlich sind seine humorvollen Berichte aus dieser Heilanstalt, die an Stellen aus der späteren „Stromtid“ erinnern: „So viel von mir, der ich sehr wohl und gesund bin, alle Morgen schwitze, sitze und spritze, des Mittags nasse, esse, fresse und des Abends wasche, platsche und klatsche . . . Es herrscht hier ein heiterer und gemüthlicher Ton, der nur dadurch auffällt, daß man sich hier zu allerlei krankhaften Erscheinungen Glück wünscht, daß man folgende Fragen an einander richtet: Wieviel Geschwüre haben Sie jetzt? Was macht Ihr Schorf? Was macht der Ausschlag an Ihren Beinen? Haben Sie heute noch zu arbeiten (d. h. zu baden, zu duschen, zu schwitzen, zu brausen, zu wickeln, zu sitzen)? . . . Einige haben

auf Aktien an die Treptusen (die Treptower) zur Zierde für ihren Markt zu verkaufen. Mein ganzer Lebenslauf ist Wasser; ich werde damit begossen wie ein Pudel, werde darin ersäuft wie junge Katzen, sitze darin wie ein Frosch und saufe es wie ein Ochse.“

In demselben Jahre, 1847, verlobte sich Fritz Reuter mit Luise, die nach längerer Werbung einwilligte, seine Frau zu werden, wenn er sein Laster besiege. Die revolutionären Unruhen des Jahres 1848 schlugen ihre Wellen auch bis nach Mecklenburg hinein, und wie es hier in den kleinen Städtchen zugeht, schildert Reuter in seiner „Stromtid“ im Kapitel vom Rahnstädter Reformverein. Rahnstädt ist Stavenhagen. Hierhin hatte er sich begeben und war als Bürgerdeputierter zum Städtetag nach Güstrow und zum Landtag nach Schwerin geschickt worden. Er wurde auch zum Präsidenten des Reformvereins zu Stavenhagen gewählt. Aber selbst kein großer Politiker, sah er bald ein, daß mit den ehrsamem, spießbürgerlichen, engherzigen Stavenhagern nichts anzufangen sei, und kurz entschlossen legte er sein Amt nieder. Man wollte ihn nicht loslassen. Er sollte wenigstens die Gründe seines Rücktritts sagen. Die Tür des Sitzungszimmers in der Hand, drehte er sich denn um und sprach: „So, Kinnings, nu will'ck jug seggen,

worüm ick nich
mihr mitspelen
will!“ — „Pst
— ruhig sein!
Ruhig! — holst
dat Mul! —
Fritzing fall re-
den!“ — End-
lich ist es so weit.
„Na, denn man
tau: ji sid mi
all tau dumm,
ji Schapsköpp!“
Und schwabb! ist
er aus der Tür
heraus.

1849 machte
Fritz Reuter den
Versuch, in Sta-
venhagen als Por-
trätmaler und
Turnlehrer festen
Fuß zu fassen.
Das mißlang.
Fritz Peters, der
ihn immer ermun-
tert hatte fortzu-
fahren, wenn er
Gedichte oder
andere poetische
Versuche gemacht
hatte, riet ihm,
Schriftsteller zu
werden. — So
sind wieder zehn
Jahre dahinge-

gegangen, und „Ut em ward nicks“ ist das
Urteil auch mancher ihm näher stehenden
Leute. Immer wieder packt ihn der Dä-
mon, der sein Leben vergiftet, und bringt
es fast dahin, daß Luise ihr Verlöbniß
löst. Da aber zeigt sich die Freundesliebe
Fritz Peters' in hellstem Glanze. Er führt
Luise nach einem heftigen Anfall Reuters
an dessen Schmerzenslager, und weinend
gelobt sie sich, den Unglücklichen zu retten.
Luise und Fritz Peters raten ihm, „den
engen, gestickten Rock des Schulmeisters“
anzuziehen, „der ihm Wind und Wetter
vom Leibe“ halten soll. 1850 zog Reuter,
ihrem Zureden folgend, nach Treptow
a. d. Tollense, einem unbedeutenden
Landstädtchen in Vorpommern, nur drei
Meilen von Stavenhagen. Hier gab er



Fritz Reuter in Neubrandenburg.
(Aus dem Reuter-Museum in Neubrandenburg.)

Privatstunden in fremden Sprachen,
Zeichnen und Turnen, auch Schwimm-
stunden. Für die Stunde erhielt er
zwei gute Groschen, also etwa 25 Pf.
Die Jungen und Mädchen, die er unter-
richtete, gingen gern zu ihm; außer dem
Unterricht machte er mit ihnen Turn-
fahrten und Ausflüge und legte Schmetter-
lings-, Käfer- und Eiermengen mit
ihnen an. Daneben malte er Porträts.
Um vor Ausweisung gesichert zu sein,
wurde er Preuße, er, der vor elf Jahren
hatte Urfehde schwören müssen! 1851
wagte er es, seine geliebte Luise heim-
zuführen. Sie feierten eine stille, kleine
Hochzeit in Roggenstorf und wohnten
zunächst in einer kleinen Wohnung in
Treptow, die aber Luise wohl aus-



zustaffieren mußte. Sie gab Klavierstunden; das Geld zur Anschaffung eines Instruments ließ ihnen der Justizrat Schröder, der „große Borger“, ein jovialer, lieber Mann, der sich überhaupt Reuters sehr annahm. Das junge Paar lebte in recht knappen Verhältnissen; aber Luise verstand zu wirtschaften und ergänzte sehr gut ihren Gatten, da sie manche Eigenschaften hatte, die ihm fehlten: Umsicht, Beharrlichkeit, Unternehmungsgest, Selbstgestühl und Ehrgeiz. So genöß Fritz nun nach all den Stürmen seines Lebens mit seiner über alles geliebten Gattin ein hohes, stilles Glück.

„Ich kann ja auch mal ein Buch schreiben“, hatte er bei seiner Werbung zu Luise gesagt, und um den knappen Verdienst, den er durch seine Stunden hatte, etwas zu vergrößern, fing er an, abends nach Beendigung seiner Unterrichtsstunden allerhand Geschichten und Anekdoten in plattdeutsche Reime zu bringen und aufzuschreiben. Er war ja von jeher ein guter Erzähler gewesen, der durch seine volkstümlichen Scherze und Schnurren, bei denen er Selbsterlebtes mit Erdichtetem vermengte, eine Tafelrunde wohl unterhalten konnte und es auch verstand, jedem, auch dem Schweigsamsten, eine Geschichte zu entlocken. So entstanden seine „Läuschen un Rimels“, eine „Kongregation kleiner Straßenjungen, die in roher Gesundheit lustig übereinander purzelten.“ Die Stoffe waren alle aus Mecklenburg, aus der nächsten Umgebung genommen und waren anspruchslos, ohne alles Getue erzählt, alle mit einer wirkungsvollen, komischen Pointe. In diesen drolligen Geschichten zeigt sich sofort seine Kunst zu sehen und seine Fähigkeit, lebenswahr zu gestalten. Wenn er sie schrieb, erzählt Luise, sprach er wohl: „Will doch sehen, Wifing, wie sich die Dinger auf dem Papier ausnehmen und wie sie sich da anhören. Jetzt unterbrich mich aber nicht!“ Seine Frau saß am Nebentisch mäuschenstill an ihrer Arbeit, sah, wie die Feder flog, wie er ihr dann und wann zunickte, auch wohl murmelte: „Nein, so nicht — so ist's besser!“ und: „Das wird Dir gefallen“ und „Nun

hör' zu, das Ding ist fertig! Na, was meinst Du dazu? Gefällt Dir's?“ „Ach ja, Fritz, besonders der Schluß“, sagte sie dann. „Siehst Du, Kind,“ rief er herumspringend und sich vergnügt die Hände reibend, „darauf kommt's eben an; das ist die Pointe, mußt Du wissen. Sonntag les' ich's in Thalberg vor, gefällt's da auch, schreib' ich ruhig weiter; hab' noch 'ne Menge solcher Dinger am Bändel, und wer weiß, ob ich's dann nicht noch mal drucken lasse.“ — Endlich glaubte er dreihundert Druckseiten fertig zu haben und suchte einen Verleger. Er bot seine „Läuschen un Rimels“ verschiedenen Buchhändlern an, aber keiner nahm sie. Da entschloß er sich, sie in Selbstverlag zu nehmen. Der Justizrat Schröder und sein Better Ernst liehen ihm 200 Taler, und er ließ in Neu-Brandenburg 1200 Exemplare drucken. Mit seiner Gattin begann er dann nach der Fertigstellung die Verpackung der Ansichtsexemplare, die er an die Buchhandlungen schickte, er frohen Mutes, Luise zagend. Sein Arbeitszimmer wurde Expeditionsraum, wo Luise das steife Packpapier nur mühsam mit Anwendung eines Zuckerhammers in die gewünschte Form brachte und dabei Blasen davontrug, während Fritz Reuter Begleitbriefe und Adressen schrieb. „Laß dich's nicht verdrießen, Luifing,“ rief er dabei seiner Frau zu, „wenn's auch Quesen (Schwielen) gibt! Kriegt'n neu' Seidenkleid!“ So gingen die Pakete denn ab, aber ein großer Vorrat von Büchern blieb noch. Doch siehe, täglich kamen Nachbestellungen, und als die Universitätsbuchhandlung in Rostock auf einmal gleich 300 Stück bestellte, da war die erste Auflage vergriffen, und eine zweite erfolgte, ebenfalls im Selbstverlag. Da konnte Fritz fröhlich zu seiner Gehilfin sagen: „Das Seidenkleid nehmen wir vom allerbesten End', und die Fische brätst du mir von jetzt ab nicht mehr in Wasser!“ Einige kurze der „Läuschen un Rimels“ sollen hier folgen. Wer sie alle kennen lernen will — am besten läßt man sie sich von einem echten Mecklenburger vorlesen — der kaufe sie sich: eine ist immer drolliger als die andre.

De blinne Schusterjung.

„Ach, Meister! Meister! ach, ich unglücklichig
Kind!

Wo geht mit dit? Herr Je, du mein!

Ach Meister, ick bin stockblind,

ich kann of nich en Spirken seihn!“

De Meister smitt den Leisten weg,

hei smitt den Spann-

reim¹⁾ in de Eck

und löppt nah sinen

Zungen hen:

„Herr Gott doch,

Jung! Wo is di

denn?“

„Ach, Meister! Mei-

ster! Riten S' hir!

Ik seih de Botter up't

Brod nich mihr!“

De Meister nimmt dat

Botterbrod,

befickt dat nipp von

vörn un hin'n,

„So slag doch Gott

den Düwel dod!

Ik sülwist kann of kein

Botter fin'n.

Na, täuw!“ Hei geht

tau de Fru Meistern

hen

un seggt tau ehr:

„Wat maßt du

denn?

Wo is hir Botter up

dat Brod?

Dor slag doch Gott den

Düwel dod!“ —

„Is dat nich gaud för

so en Jungen?

Ji sünd man all' so'n

Leckertungen;

ji müggten Hus un

Hof vertehren,

un ik fall fingerdick

upjmeeren.

So geht dat noch

nich los! Prahl

sacht!

De Botter gelt en

Grösch'ner acht.“

„Ah, Mudder, ward

man nich glük böß,

hest Du denn nich en

beten Kes?“

Un richtig! Sei lett

sik bedüden

un deih den Jungen

Kes' upsmiden.

De Meister bringt dat Botterbrod herin,

gimwt dat den Jungen hen un fröggt,

ob sik sin Blindheit nu hadd leggt,

un op hei wedder seihen künn.

„Ja Meister,“ seggt de Jung' ganz swipp,²⁾

„ja, Meister, ja! Ik seih so nipp,

as hadd 't 'ne Brill up mine Näs’,

ik seih dat Brod all dörrch den Kes.“

De Reknung ahn Wirt.

„Gu'n Morgen, Herr Wkat, mi is dor wat

passiert,

mi hett dor up de Strat so'n utverschamtes

Dirt

von Köter in de Beinen beten¹⁾

un mi en Stück ut mine Bürgen reten.²⁾



Neuters Gattin. Nach einem Aquarell von Theodor Schloepke aus dem Jahre 1851.
(Neuter-Museum, Eisenach.)

Dat is 'ne ganze nige Hof',

un ik wull Sei doch blot mal fragen,

ob ik den Kirl nich künn verflagen,

de so 'en betschen³⁾ Hund lett los'

hir up de Straten 'rümmer gahn?“

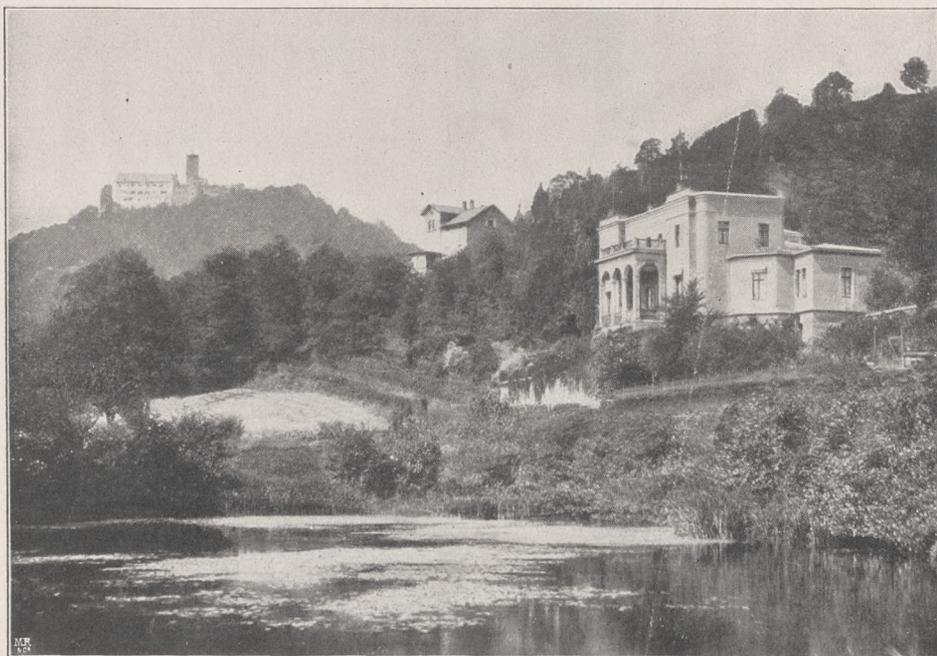
„Gewiß, mein lieber Freund, das können Sie.

Der Eigentümer von dem Vieh,

das Ihnen solches angetan

¹⁾ Spannriemen, ²⁾ rasch, vorlaut.

¹⁾ gebissen, ²⁾ gerissen, ³⁾ bissigen.



☒ Fritz Reuters Wohnhaus zu Eisenach nach einer zu Lebzeiten des Dichters gefertigten Aufnahme. ☒

und Ihre Hose riß in Fetzen,
muß Ihnen selbige ersetzen.“ —
„Süll 't woll drei Daler söddern kaenen?“
„Gewiß, das können Sie! Für diese schönen
und neuen Hoson ist das nicht zu viel.“
„Na, Herr Advat,“ seggt Möller Thiel,
„denn gewen S' man drei Daler her,
wil 't Ehr oll Köter wesen ded.“
„Mein Hund? — Mein Pollo biß Sie in
die Waden?
Nun gut! Ich glaub's und stehe für den
Schaden!
Hier sind drei Taler für die Hoson.
Was Recht ist, muß als Recht bestehn,
und sollt' die Welt in Stücken gehn!“ —
De Möller lacht so recht gottlosen
un denkt: den heßt du richtig namen!
Strikt sit dat lütte Geld taujamen
un will gehursamst sit empfehlen.
„Halt, lieber Freund!“ seggt de Advat,
„ich kann es Ihnen nicht verhehlen,
daß in beregter Sach' für Müß' und guten Rat
drei Taler sechzehn Groschen mir gebühren.
Man wedder 'rut mit de drei Daler,
un söpsteihn Gröschon bi gelegt!
Denn kümmt de Sat irst richtig t'recht.
Recht, Fründing, möt as Recht bestahn,
und süll de Welt in Stücken gahn!“

Mehr noch als eine gute Einnahme
brachte ihm der Erfolg seines ersten
Buches: er gewann den Glauben an
sich wieder; Selbstvertrauen erhob ihn
und regte ihn zu fröhlichem, eifrigem
Schaffen an. Seine Gattin hat später

dem Dichter Adolf Wilbrandt erzählt,
wie Fritz Reuter damals arbeitete:
„Mit der gestopften Pfeife setzte er sich
gleich morgens am Schreibtisch nieder.
Ich schob stillschweigend die große Tasse
Kaffee auf ein Seitentischchen und ver-
schwand. Um 10 Uhr wieder leise, still-
schweigend ein Butterbrod — und wenn
dann erschallte: „Kannst hierbleiben, will
Dir's vorlesen“, war ich so glücklich.
— „Na, was meinst Du?“ — Natür-
lich meinte ich das Allerbeste; doch wenn
ich einmal dies und das nicht meinte,
hieß es: „Nein, nein, mußt nicht mäkeln“,
und nach einer kleinen Weile so recht
gutmütig schmeichelnd: „Will mir's über-
legen; jetzt laß mich allein, will weiter
schreiben!“ . . . Wie froh, wie innerlich
befriedigt fühlte er sich beim Schaffen!
Anfangs sagte er wohl oft: „Ja, wenn
ich dies Buch vollendet habe, was dann?“
— Später dagegen: „Der Stoff wächst
mir über den Kopf; könnt' ich nur alles
schreiben, was ich weiß!“

Eine Reihe von Volterabendgedichten,
die im Laufe der Jahre entstanden waren,
gab er als „Julklapp“ heraus, und
bald erschien auch sein erstes größeres
zusammenhängendes Werk, „De Reif'

froh sind, in ihr heimatliches Dorf zurückkehren zu können. Wenn das ganze Gedicht auch seine späteren Werke nicht erreicht, so enthält es doch schon manche sehr schöne Stellen und zeigt eine packende Gestaltungskraft in der Darstellung der echten Vollblutbauern und ihres Gebarens und von allerlei Sitten, Gebräuchen und Redensarten des Mecklenburgers auf dem Lande. Köstlich ist auch die Figur des missingsch — ein plattdeutsches Hochdeutsch — redenden Köstlers Suhr, den Reuter in Jabel kennen gelernt hatte und hier verewigt.

Um sich eine neue Einnahmequelle zu verschaffen, denn die Werke, die nach den „Läuschen un Rimels“ erschienen waren, hatten nicht den gehofften Erfolg, wurde Fritz Reuter 1855 Herausgeber einer Wochenschrift, des „Unterhaltungsblattes für beide Mecklenburg und Pommern“, für die er selbst die meisten Artikel schrieb, z. B. den ersten Teil von „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, die satirischen „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“ u. a. In dieser Zeitschrift erschien auch zum ersten Male die komische Figur des alten „immeritierten“ Inspektors Bräsig aus Hamernien bei Klashahnenurt, der seine Lebenserinnerungen erzählte und also anhub: „Geboren bün ich un zwarsten in der Gänseflachterzeit um Martini aus; anno is mich nich bekannt geworden, indem daß die dazumalige Frau Pastern Spickgänse ins Kirchenbuch gewickelt hatte; aber es muß in die vorigen achtziger Jahre gewesen sein, weil ich mir schon lange als Siebziger zu be-

trachten geneigt bin. Sie freuten sich alle hellsehen, als ich als Junge ankam, denn sie hatten alle geglaubt, ich wäre ein Mädchen, und meine Wäschen (so nannte man damals diese armen Geschöpfe, nu heißen sie Tantens) holte 'ne Wachtsehale und band mir ans eine Ende und ans andre 'ne fette Gans, denn sie hatten grade geschlacht und hatten keine Pfundgewichte. Und was meinen Sie, ich war mit das Vieß parallel, wog also 'n Pundner 13 bis 14, schlecht gerechnet. Dies allens haben sie mich woll man bloß erzählt: aber es steht mich so deutlich vor die Augen, als wär' ich dabei gewesen — wollt' ich sagen: als hätt' ich's mit angesehen — wollt' ich sagen, als hätt' ich einen Verstand davon gehabt!“

Eine große Rolle sollte bei dem gereiften Dichter dieser Inspektor Bräsig ja später in „Ut mine Stromtid“ spielen.

Nach einem Jahre zog sich Reuter von der Herausgabe der Wochenschrift, die kaum die Kosten gedeckt hatte, zurück, und zu gleicher Zeit nahm er Abschied von seinen „Trepusen“, um nach dem aufblühenden Neu-Brandenburg in Mecklenburg-Strelitz zu ziehen. Hier lebte er von 1856 bis 1863. Es war ein echter Dichterswinkel! Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen und die prachtvolle Umgebung, besonders der prächtige Wall mit uralten Eichen, Linden und Buchen, und der anmutige, von schönem Wald umkränzte Tollense-See machten die Stadt zu einem beneidenswerten Aufenthaltsort. Hier sind nun auch seine besten Werke entstanden. Zunächst



Kuhhirt Vesten mit seinem Spitz. Federzeichnung von Fritz Reuter.



Fritz Reuter.

⊠ Ölgemälde von Heinrich Paul im Reuter-Museum zu Neubrandenburg. ⊠

allerdings schrieb er einige Lustspiele: „Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen“, „Fürst Blücher in Peterow“ und „Die drei Langhänse.“ Sie haben sich auf der Bühne nicht gehalten, und Reuter sah auch bald ein,

daß er bei völliger Bühnenunkenntnis mit dieser Art des Schaffens auf einen falschen Weg geraten war. Darum wandte er sich wieder andern Dichtungen zu. 1857 erschien „Kein Hüsung“, das sich von allen andern Reuterschen Werken

dadurch unterscheidet, daß es in die trostlosen Tiefen der verzweifelten Not des armen, heimatlosen Mannes in Mecklenburg hineinführt. Ein Knecht und eine Magd, die sich lieb haben und heiraten müssen, können nicht getraut werden, wenn ihnen der Gutsherr kein „Hüsung“ gibt, d. h. ein Häuschen überläßt, in dem sie wohnen können. Sie sind seine tüchtigsten Arbeiter; aber er ist gegen ihre Bitten taub, denn er hat dem Mädchen nachgestellt und haßt es nun. Die Heldin, eine der rührendsten Erscheinungen in der Poesie überhaupt, hat ihrem Johann das erzählt, und, von Schmerz und Wut sinnlos gemacht, sticht dieser im Stalle, als der Herr ihn beschimpft und ihm einen Hieb mit der Peitsche gibt, den Gutsherrn im Zähorn mit der Mistgabel tot. Er muß nach Amerika fliehen, und das Mädchen, das bald Mutter wird, verfällt dem Wahnsinn und geht schließlich ins Wasser. Nach Jahren erscheint Johann wieder aus Amerika und nimmt sein Kind dahin mit.

Reuter zeigt in diesem Werke, daß er nicht bloß zum Lachen bewegen kann, sondern auch auf das Gemüt zu wirken und tiefe Rührung zu erzeugen versteht. Und mögen auch einige Stellen zu tendenziös die soziale Mißwirtschaft des Junkertums betonen, wir erkennen doch daraus sein warmes Mitgefühl für den bedrückten kleinen Mann und seinen unerschrocknen Mut. Dabei enthält das Werk aber doch auch eine Menge unendlich tiefer und innig schöner Stellen wie z. B. diese:

Noch liggt de Welt in'n deipen Drom,
noch liggt de Nacht up Barg un Bom;
up Gras un Busch, dor liggt de Daf;¹⁾
doch in den Morgen²⁾ ward dat wak,³⁾
un Nacht vergeiht, un Schatten flüggt,
un immer heller, klarer stiggt
de Dag herup mit sine Dual,
mit sine Arbeit, sine Lust,
un mächtig schütt en hellen Strahl
tau'm Hewen⁴⁾ hoch dörrch Nebeldüst,
un dusend anner folgen drup:
De Sinn geiht up! — —
Un as sei upgeiht in ehr Pracht,
wakt Schall und Farn ut Slap un Nacht.
De Blaum ward bunt, de Bom ward grün,
de Jrd' so herrlich antauseihn,
de Hewen blag, un dörrch de Höh'

1) Tau, 2) Osten, 3) wach, 4) Himmel.

gahn Wolkenschöp¹⁾ up stille See.
Dat is en Kuß, den hett de Hewen
de Jrd' in Leiw un Andacht gewen.
Un dörrch de Welt dor klingt en Klang,
de hört sich an as: Lewen! Lewen!
Dat is de Jrd' ehr Morgenfang,
de Blaum, de böhrt²⁾ den Kopp tau Höh',
de Drauffel sleiht den irsten Stag,
un ut den Busch 'rut tritt dat Reh,
un allens grüßt den jungen Dag. —
O junge Dag, o Morgensün',
schin ok in't Minschenhart herin!
Wat düster west³⁾, mak hell un flor,
un warm mak drin, wat kolt is west! — —

Reuter selbst hat „Kein Hüsung“ immer sehr gern gehabt und es für sein bestes Werk erklärt, das er „mit seinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit“ geschrieben habe.

Ist man in der Beurteilung von „Kein Hüsung“ nicht einig, so steht fest, daß durch die Herausgabe der nun folgenden „Olle Kamellen. Zwei lustige Geschichten“ Fritz Reuter sich in seiner ganzen Größe zeigte. Durch sie wurde er in ganz Deutschland bekannt und berühmt. Den Titel „Olle Kamellen“ erklärte er selbst als alte, längst bekannte, halbvergeffene Geschichten, die einem nicht mehr schmecken wollen, weil ihnen das Aroma der Neuzeit fehle. Der Ausdruck stammt von den Kamillenblumen her, die auch nicht mehr recht helfen wollen, wenn sie alt geworden sind. Die Redensart ist in Mecklenburg sehr gebräuchlich, und wenn einer erzählen will, fällt ihm der andere wohl ins Wort und sagt: „Ne, dat lat man, dat sünd olle Kamellen.“ Die erste der beiden Kamellen, „Woans ik tau ne Fru kamm“, ist zwar unbedeutend, aber die zweite: „Ut de Franzosentid“ ist vielleicht Reuters bestes Werk überhaupt. Er führt uns in seine Vaterstadt Stavenhagen und zeichnet da mit großer Treue lebenswahre Gestalten aus seiner Kindheit wie den Amtshauptmann Weber, dem er ein Denkmal, aus inniger Liebe und großer Verehrung aufgebaut, hier setzt, seinen Vater, auf den er mit Stolz blickt, den Ratsherrn Herse, den Uhrmacher Droz, den unverschämten und doch an Herzensgüte so reichen Fritz Sahlmann, die Madame Westphal, den biedern, ehrlichen Müller Boff, den resoluten, großherzigen Müllersknecht Frie-

1) Wolkenschiffe, 2) hebt, 3) gewesen.



☒ Aus den Reuter-Illustrationen von Wilhelm Beckmann. (Verlag von F. Bruckmann, München.) ☒

drich Schult u. a. Als weltgeschichtlichen, großen Hintergrund aber hat er die Herrschaft Napoleons und die Befreiungskriege, die Zeit, da der Deutsche schutz- und rechtlos im eignen Lande war und unter den Fußtritten und dem

Hohn der fränkischen Schergen knirschte. Mit behaglicher Breite erzählt er von Freundestreue, Kindesliebe und Patriotismus und trifft unnachahmlich die Stimmung der Zeit. Dabei aber wechseln beim Leser Tränen der Rührung und

Tränen des Lachens: der wahre, goldig-strahlende, deutsche Humor beherrscht die Erzählung, und erwärmt und erhoben nimmt man nur ungern Abschied von all den Prachtgestalten, die man nicht mehr vergißt.

Die größte Volkstümlichkeit erreichte der Dichter freilich mit „Hanne Nüte un de lütte Pudel“, einem Werke, in dem er noch einmal, zum letzten Mal, zur Versdichtung zurückkehrt. Es ist die Liebesgeschichte zweier Nachbarstinder, der armen Fiken Schmidt und des jungen Schmiedegesellen Hanne Nüte, die, voneinander geschieden, beide in den Verdacht eines Verbrechens kommen: der „lütte Pudel“ soll silberne Löffel gestohlen und Hanne Nüte eine alte Judenfrau erschlagen haben. Bögel bringen die Unschuld beider ans Tageslicht und führen alles zum guten Ende. Nicht in

der Erzählung dieser Kriminalgeschichten beruht der Wert der Dichtung, sondern in der Schilderung des Handwerkertums und der Handwerksgebräuche wie auch besonders in der Darstellung des Tuns und Gebarens der Tierwelt in Wald, Feld und Teich, deren genaue Beobachtung Fritz Reuter seit seinen Lehrjahren bei Onkel Herse gewohnt war. Köstliche Bilder und humorvolle Schilderungen aus dem Leben der Vögel, die wie Menschen denken und handeln und den Menschen auch oft ihre Schwächen und Mängel im Spiegel vor Augen stellen sollen, ergözen den Leser. Wunder schön ist die einleitende Szene der im Frühling auf dem Dorfanter gänsehütenden Kinder und der Abschied Hanne Nütes von Eltern und Lehrern.

As't Sommer würd un Frühjohr was,
dunn dremen s'ehr Göffel¹⁾ in't gräune Gras.



Onkel Bräsig in dat Käuhfatt. Illustration zu Reuters Werken von Ludwig Pietsch.
(Aus dem 2. Jahrgange des „Tabeim“.)

Dunn sprun-
gen de Gö-
ren
ut Stuwen un
Dören
un danzten
herümmer
in'n Sün-
nenschin,
un't Freuen
un Lachen
hadd gor
kein Gn'n,
un sprungen
vör Lust un
klappten de
Hän'n:
„Rik Fiken,²⁾
Rik Pudel,³⁾
des' soeben
sünd min!
Rik Fiken, rik
Pudel, dit's
uns' oll grag
Gant,⁴⁾
un wohrt man
jug Gäus',⁵⁾
hei's betsch,⁶⁾
de oll Refel;
un hollt jug
man linksch,
un hollt jug
tau Hand!—

¹⁾ Gänschen,
²⁾ Sophiechen,
³⁾ Kraustopf,
⁴⁾ grauer Gän-
ferich, ⁵⁾ Gän-
se, ⁶⁾ bissig.

Süh, nu geiht't all
los. — Entfamtige
Stel!" —

Un sei stahn nu un
slahn
mit de barkenen
Strük!¹⁾

„Willst, Racker, woll
glif!
Wat heww'n die uns'
Gäus' un uns' Göff-
seling²⁾ dahn?"

So häuden³⁾ sei' run-
ner nah gräune
Wisch,⁴⁾

wo de Frühjohrsdag
hell dreewer lagg,
as en reines Laten
up Gottes Disch.
De Disch steiht
aewerst man noch
arm,

dor nicks von Som-
merkost tau seihn:
de Blaumen wagen
knapp tau bläuhn,
un lockt de Sünn of
hell un warm,
sei trugen all den
Freden nich,
versteken un ver-
krupen sich.

Dat hartlichst Tüg,⁵⁾
dat Winterkurn,
dat spikt verdeuwelt
sin de Uhr'n⁶⁾
un horft herute in
de Welt,

ob Rip⁷⁾ of woll un
Snei noch föllt;
dat Blatt, dat kümmt
irst ganz bescheiden
un kift sik nah den
Nachtfröf um:

„Büft, Racker, hir noch wo herüm?
Istt gah din Weg, nahst will't mi breiden.“⁸⁾
Blag Dschen duft unner den Wepeldurn,⁹⁾
as wullt irst lur'n,¹⁰⁾
ob't sit of schickt,

dat' fröhlich in de Welt 'rin kickt.
De Botterblaum, deip in de Bläder
mit ehren Sünnenangeficht,
kickt nah de Sünn, as wull sei fragen:

„Na, Schwester, segg, kann ick't woll wagen?
Un trig wi' nahgradens beter Weder?“
Un rechtsh un linksch un hin'n un vören,
dor spaddelt dat allens von Gören un Gören,
de springen un wöltern¹¹⁾ in't gräune Gras;
dat ein', dat liggt langs un dat anner ver-
dwas;¹²⁾

¹⁾ birkenen Sträuchen, ²⁾ Gänschen, ³⁾ hüten,
⁴⁾ Wiese, ⁵⁾ das abgehärtetste Zeug, ⁶⁾ Ohren,
⁷⁾ Reif, ⁸⁾ (aus)breiten, ⁹⁾ blaue Leberblume
hockt unterm Rosendorn, ¹⁰⁾ lauern, ¹¹⁾ wäl-
zen (sich) ¹²⁾ quer.

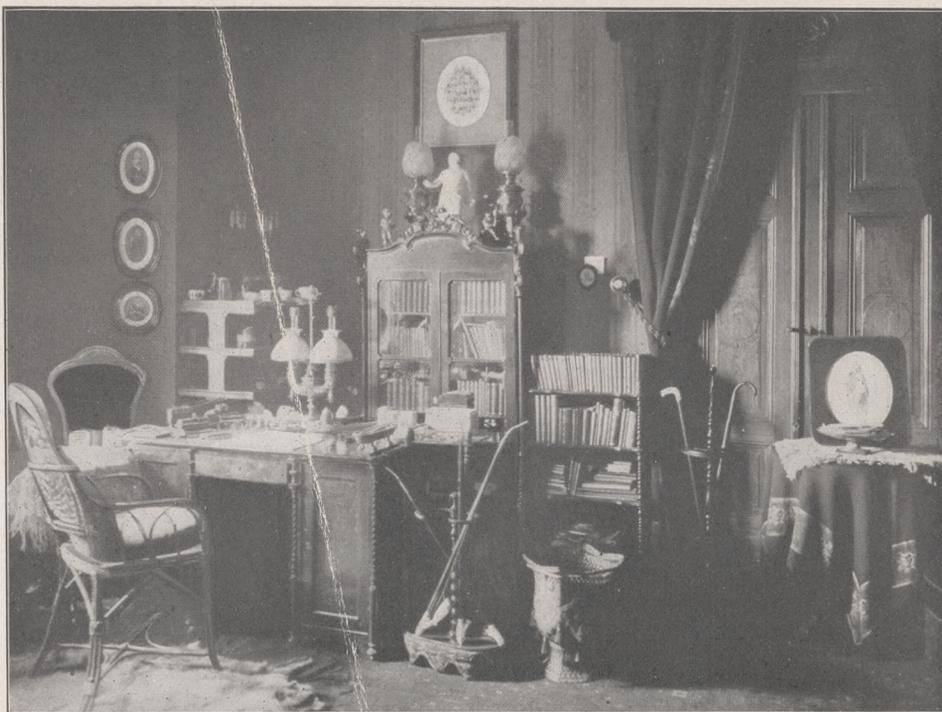


Friz Reuter. Eisenacher Zeit. (Aus dem Reuter-Kalender 1912.)

kein Müß' un kein Bü,
kein Rock un kein Nicks,
blot Beinen un Knoewel;¹⁾
so spraddelt dat rümmer in'n Sünne-
schin. —
Kann 't jichtens²⁾ up Irden woll beter sin?

Nach „Schurr-Murr“, einer Zu-
sammenstellung verschiedenartiger, zum
Teil sehr ergöhlicher, wenn auch inhalt-
lich unbedeutender, harmloser Blandereien
erschien 1862 „Ut mine Festungs-
tid“, das Episoden aus der Zeit seiner
Festungshaft, besonders in Graudenz,
bringt. In diesem Werke zeigt sich so
recht der vornehme, abgeklärte Charakter
des Mannes, dem man seine „Jugend
gestohlen“ hatte. Kein Anklagen, kein
Haß, keine Rachsucht; überall gelassenes

¹⁾ Finger, ²⁾ irgend.



Das Arbeitszimmer Reuters in seinem Eisenacher Landhause.
Aufnahme von G. Heinemann, Hofphotograph, Eisenach.

pathischer Menschen, teils ernste, wie Havermann, Luise, Franz u. a. teils lustige und drollige, wie die Frau Pastorin, Fritz Triddelsitz, Nüßler u. a. treten auf und wachsen ins Herz des Lesers hinein, daß er mit ihnen vertraut wird und sie liebgewinnt. Den Mittelpunkt der „menschenreichen Geschichte“ bildet Onkel Bräsig, mit dem und durch den der Leser alles erlebt. Er gleicht ein wenig dem Dichter, denn auch bei ihm ist Jugendleid von goldenem Humor verklärt. Er hat das Herz eines Kindes, und alles Niedrige und Gemeine ist ihm verhaßt; er ist der treueste Freund, den je die Welt gesehen. Er ist und bleibt die beste Gestalt, die Reuter geschaffen, und wenn er auch hochdeutsch sprechend undenkbar wäre, sind seine missingsche Sprache und seine Fremdwörter doch nur äußere Attribute; er gewinnt uns durch sein reiches Innenleben.

Viele Personen seiner Dichtungen sind nach dem Leben gezeichnet, und sie erkannten sich auch bald selbst wieder. Nicht immer waren sie damit einverstanden, auf so leichte Weise Unsterb-

lichkeit erlangt zu haben. Wenn sie sich bei Reuter beschwerten, suchte er sie in schalkhafter Weise zu beruhigen. Nicht immer gelang ihm das. So war Köster Suhr aus Jabel, den er in der „Reis' nah Belligen“ mit seinem köstlichen Missingsch nach der Natur darstellte, ihm erst recht böse und wurde erst später durch eine Guttat Reuters wieder verjöhnt. Als nämlich ein großes Feuer in Jabel auch das Küsterhaus zerstörte, veröffentlichte Fritz Reuter in der „Rostocker Zeitung“ ein Gedicht, in welchem er um Hilfe bat; da flossen reichliche Gaben in das Küsterhaus, und Freund Suhr verzieh Reuter. — Zu Fritz Sahlmann („Ut de Franzosentid“), der später ein geachteter Mann wurde, sagte er: „Lat man, Fritz, if heww mi'n por Gröschchen dormit verdeint“, worauf Fritz seinen Groll vergaß und höchstens einmal, wenn die Rede auf Reuter kam, sagte: „Allens Lagen!“ Beide waren schon Greise, als sie sich nach langer Zeit einmal wieder sahen. Sie fielen sich um den Hals, weinten wie Kinder und

brachten kein Wort hervor als nur: „Fritz!“ Manche Leute freilich fürchteten, durch Reuter berühmt zu werden, und gingen ihm aus dem Wege. Als er einmal in Stavenhagen eine Jugendfreundin, die ihm begegnete, begrüßen wollte, entwischte sie ihm und sagte: „Ne, ne, Fritz, lat man, ik kam süß in de Bäcker.“

Auf einer Reise nach Bad Elgersburg bei Ilmenau, 1862, das Fritz Reuter verordnet war, lernte das Ehepaar das schöne Thüringer Land kennen, und es reifte in Luifens Herzen der Plan, ganz in dieses Land überzusiedeln, das ihrem Manne ja schon seit seiner Jenaer Zeit lieb und vertraut geworden war. Sie hoffte, daß es für Fritz Reuter gut sein würde, wenn er der feucht-fröhlichen Tafelrunde in Neubrandenburg, die er täglich besuchte, entzogen würde. Zuerst wollte Fritz Reuter nicht, denn er erklärte: „Wur nich plattdütsch red't ward, holl ik't nich ut.“ Schließlich willigte er in Rücksicht auf seine inniggeliebte Gattin ein, zunächst aber nur auf zwei Jahre.

Kurz vor seinem Scheiden aus Neubrandenburg verlieh ihm die Universität Rostock die Doktormürde. Das freute ihn sehr. Wenn das noch sein Vater erlebt hätte! Ganz Neubrandenburg sah ihn mit großem Bedauern scheiden. In Eisenach in einem hübschen Schweizerhause auf dem Wege zur Wartburg wohnte Reuter zuerst. Er hoffte hier recht ungestört und ruhig zu leben. Aber der große Fremdenstrom, der hier vorüber flutete, brachte ihm viele Gäste, darunter auch viele liebe, wie seinen alten Lehrer vom Friedländer Gymnasium Karl Horn, Karl Gutzkow, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Hermann Grimm u. a. Der Großherzog Karl Alexander lud ihn, als er im Herbst auf der Wartburg weilte, dorthin ein, schenkte ihm sein Bild und gab ihm auch später mehrfach Beweise seiner nachbarlichen Freundschaft.

Einen langgehegten Wunsch brachte Fritz Reuter nun auch zur Erfüllung. Er schloß sich mit seiner Gattin einer zwei Monate dauernden Gesellschaftsreise nach Konstantinopel, Athen, Korfu, Smyrna und Venedig an, die nicht ohne mancherlei Fährlichkeiten verlief und deren Ereignisse er später in einem Ro-

man: „De Reis' na Konstantinopel“ verwertete. 1864 erschien der Schlußband seiner „Stromtid“. Er stand nun auf der Höhe seines Ruhms.

Nach zwei Jahren seines Aufenthalts in Eisenach machte er sein Versprechen wahr und besuchte seine alten Freunde in Mecklenburg, vor allem Fritz Peters in Siedenbollentin. Aber die Reise bekam ihm schlecht. Ein Arzt brachte ihn sogar auf Todesgedanken, da nach dessen Aussage von einem Magenübel ihm ernsthafte Gefahr drohte. Er suchte deshalb die Kuranstalt Laubbach bei Koblenz, auf dem Wege nach Stolzenfels am Rhein gelegen, auf und blieb hier längere Zeit. Sehr viel Freude machte es ihm, daß ihn hier Professoren, der Kabinettssekretär der Königin, der Platzkommandeur von Koblenz und sogar der Kriegsminister General von Rameke besuchten, und daß er nach Koblenz eingeladen wurde. Er erzählt darüber: „Wir speisten bei dem Präsidenten von Marées, und selbst der erste Kommandant von Ehrenbreitenstein, General von Hartmann, hat mir seine Aufwartung gemacht. Ich erzähle dies nur, weil die Sache einen höchst komischen Gegensatz hat: vor fünfundzwanzig Jahren wurde ich von Unteroffizieren und Gendarmen zu den Herren Kommandanten gebracht und in den Vorzimmern abgefertigt, jetzt kommen sie zu mir.“ Dann machte er von hier aus einen neuen Besuch in seine Heimat und besuchte Stavenhagen und alle die Stätten, wo er früher gewohnt und Freunde besessen hatte. Überall wurde er sehr gefeiert, und es kam vor, daß er zu großen Lobhudeleien auch einmal energisch entgegentrat. So erzählt man, daß in Wismar einst zwei alte Jungfern aufgeregt auf ihn zustürzten und ihm zuriefen: „Herr Doktor, Sie stehen uns noch über Schiller und Goethe!“ Diesen drehte er seinen Rücken zu, indem er kühl sagte: „So? Na, denn adjüs, Madams!“

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin verlieh ihm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und schickte seinen Hofmaler Schlöpke, um Reuters Bild für die Gemäldegalerie in Schwerin zu malen. Der König Ludwig von Bayern verlieh ihm den



⊠ Fritz Reuter und sein „Loving“. (Reuter-Museum in Neubrandenburg.) ⊠

Maximilianorden, mit welchem der persönliche Adel verbunden war. 1868 bezog er seine neue Villa, an der mehrere Jahre gearbeitet worden war. Sie liegt in Johannistal vor dem Frauentor. Man hat von dort die schönste Aussicht in ganz Eisenach, vor allem einen wundervollen Blick auf die herrliche Wartburg. Vor

dem edlen Renaissancebau aus weißem Sandstein ist ein großer Balkon, der von dorischen Säulen getragen wird. Über dem Eingang steht die Inschrift:

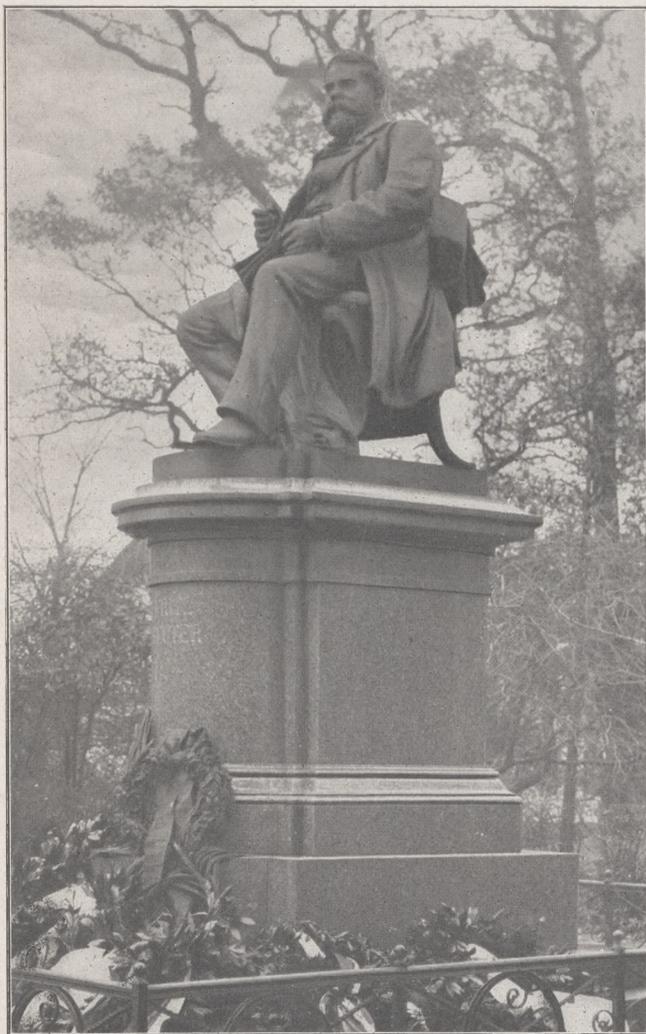
Wenn einer kündigt un tau mi seggt:
 „Ick mak dat allen Minschen recht!“
 Denn seg ick: „Leive Fründ, mit Günst,
 D lühren S' mi doch dei' swere Kunst!“

Umgeben wird die Villa von einem schönen, großen Garten in Terrassen, die mit großen Kosten und vieler Kunst aus dem felsigen Boden herausgearbeitet werden mußten. Alles ist nach seinen Plänen mit Unterstützung seines Freundes, des Hofgärtnereidirektors Jühlke aus Sanssouci, angelegt worden. Am Eingang der Villa hatte seine Frau ein Schild anlegen lassen, das die Inschrift trug:

Dr. Fritz Reuter
Vormittags nicht zu sprechen,
um ihren Mann vor zudringlichen Besuchen, die ihn sehr belästigten, wenigstens vormittags zu schützen.

Außer seiner schon erwähnten „Reiſe nach Konstantinopel“ schrieb er in Eise nach noch „Dörchläuchting“, ein Gegenstück zur „Franzosenſtid“, die es aber nicht im entferntesten erreicht. Die Hauptfigur ist die verdrehte Serenissimusfigur des Herzogs Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz. Mit übermütiger Satire und feinem Humor wird das kleinstädtische Leben jener Zeit geschildert, und einige Nebenfiguren des Stückes sind sehr gut gelungen. Bei dem Kriege 1866 hatte er eine Sammlung für die Verwundeten bei seinen Landsleuten angeregt, die einen großen Erfolg hatte.

Er schickte Bismarck seine Werke und ein Schreiben: „Es treibt mich, Ew. Exzellenz, als dem Mann, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen. Nicht Autoren-eitelkeit, sondern nur der lebhafteste Wunsch, für so viel schöne Realität, die Ew. Exzellenz dem Vaterlande geschenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, diesem Danke den Inhalt des beifolgenden Pakets beizufügen. — Möchten Ew. Exzellenz diesen meinen etwas zudringlichen Kindern ein bescheidenes Plätzchen in ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen imstande sein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergessen zu lassen.“



Das Reuter-Denkmal in Neubrandenburg.
Aufnahme von Paul Reizel in Neubrandenburg.

Gott segne Sie für Ihr Tun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen, so zum Beispiel auch das Ihres ergebensten

Fritz Reuter, Dr.

Bismarck aber antwortete am 17. September:

„Euer Hochwohlgeboren sage ich herzlichen Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltvolle Zugschrift vom 4. d. M. begleiteten.

Als alte Freunde habe ich die Schar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben.

Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorausschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war . . .“

1870/71 sah er die Verwirklichung seiner Jugendträume, das geeinte Deutschland. Zu den „Liedern zu Schutz und Trutz“, die damals herausgegeben wurden, lieferte er zwei Beiträge: „O! ne lütte Gaw für Dütschland“ und „Großmutting, hei is dod“.

Die letzten Jahre seines Lebens war Reuter von schweren, körperlichen Leiden geplagt. Hartnäckiger Rheumatismus an Händen und Armen zwang ihn, am Krückstock zu gehen; dazu gesellte sich ein schweres Herzleiden. Ostern 1874 machte sich dieses stärker bemerkbar. Ein Schlaganfall warf ihn nieder. Die Füße konnten ihn nicht mehr tragen, und er ließ sich nun im Rollstuhl in sein geliebtes Paradiesgärtlein fahren, wo er unter den schattigen Zweigen einer Eiche an einem geschützten Ort saß und dem Kommen des Frühlings, dem Blühen seiner Bäume und Blumen zusah. Hinaus in die Ferne, zur Wartburg und zu den Höhen schweifte sein Blick, und wenn Vorüberziehende grüßten und mit den Tüchern winkten, so sagte er wohl mit zitternder Stimme: „Die guten Menschen!“ Lange Zeit wußte er nicht, wie nahe ihm der Tod schon war. Im Juli konnte er nicht mehr ins Freie

hinaus. Nun saß er am Fenster und sah hinaus in die schöne Natur mit ihrer Blütenpracht. In einer stillen Nacht, es war vor dem 12. Juli, als er mit seiner Gattin ganz allein ist und sie sich besorgt über ihn beugt, fragt er plötzlich: „Glaubst du wohl, Wifing, daß meine Bücher mich überleben werden?“

„Ist das dein Wunsch?“ fragt sie, sich kaum beherrschend. „O, gewiß“, haucht der Todkranke, und seine Augen leuchten noch einmal auf, „es wäre doch schön!“ Dann fragt er sie, und nun weiß er, daß er sie bald verlassen wird, wo sie ihn hinbringen lassen wird, wenn er tot ist. Und sie antwortet: „In mein Zimmer!“ Er drückt ihr die Hand und sagt: „Mein Wifing, das wolltest du tun?“ Nach einer Weile flüstert er seiner Gattin zu: „Gedenken, gedenken?“ Schluchzend küßt sie seine Hand: „Ja, immer, in Liebe und Dank.“

Am Sonntag, den 12. Juli, empfängt er seinen Hausarzt mit den Worten: „Ein schwerer, schwerer Kranker.“ Und dann kommt das Ende. Seine Schwäche wird immer größer, immer leiser der Herzschlag. Noch einmal lispelt er: „Friede, Friede, Friede!“ und dann haucht er seinen letzten Wunsch: „Luiße, lulle mich in Schlaf!“ —

Am folgenden Tage erschien in den Zeitungen die Anzeige:

Am 12. d. M., nachmittags 5 1/2 Uhr, schied mein geliebter Gatte, Fritz Reuter, nachdem sich seit Ostern ein Herzleiden bei ihm ausgebildet hatte, an einer Herzlähmung.

Eisenach, d. 13. Juli 1874.

Luiße Reuter, geb. Runze.

Erhebend war sein Leichenbegängnis, zu dem viele, viele Verehrer des Dichters, hochstehende und einfache Männer, vertraute Freunde und Fremde erschienen waren. Unter der großen Menge der Kränze fiel einer auf, den der Bürgermeister aus Stavenhagen am Grabe niederlegte. Er war aus Blättern der Reutereiche gewunden, die Fritz einst seinem Vater zum Gedenken gepflanzt hatte. Sein Grabmal ziert die Grabchrift, die er in früheren Jahren sich selbst gedichtet hatte:

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein!
Die Spanne dazwischen, das Leben war mein.
Und irrst' ich im Dunkeln und fand mich nicht
aus,
bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein
Haus“.

Seiner Witwe, die ihn um zwanzig Jahr überlebte, schrieb die kunstsinntige Kaiserin Friedrich: „Mit vielen Tausenden zolle auch ich dem Dichter, dessen schöne Gebilde unser ganzes Volk ohne Ansehen des Namens oder Standes bewundert, von Herzen Dank und Verehrung für die Gaben, mit welchen sein Genius uns in reicher Fülle beschenkte . . . Was Fritz Reuter geschaffen, bleibt ein Eigentum der Deutschen, auf welches sie stolz sein können, und wird wie uns selbst, so unsere Kinder und Enkel erfreuen, erheben, mit edlen und guten Gedanken erfüllen. Sein Andenken aber wird in Segen bleiben, denn der Geist, in welchem er seines schönen Dichteramtes gewaltet hat und damit mächtig eingewirkt auf Sinn und Gemüt seiner Landsleute, der Geist warmer Liebe, echter Treue, fröhlicher Biederkeit, gesunden Humors und jener hohen sittlichen Reinheit, ohne die jede Poesie hinfällig und wertlos wird, — dieser Geist, der wird und kann nicht ersterben in unserem Volke.“ —

Fritz Reuters Kunst wurzelt in seiner Heimat. Mit unübertrefflicher Wahrheit hat er Land und Leute in Mecklenburg geschildert. Wir wandern mit ihm durch prächtige, weite Eichen- und Buchenwälder und über die braune Heide. Uns grünen die blauen, malerischen Seen, die fetten, grünen Weiden und die fruchtbaren Äcker. An kleinen und größeren Städten mit eisenumspunnenen Toren und Türmen, freundlichen Kirchdörfern, fürstlichen Herrensitzen, stattlichen Gütern und einsamen Gehöften führt er uns vorbei. Und belebt werden die Gegenden

von dem derben, tüchtigen, bedächtigen Schläge der heiteren Mecklenburger, deren gesunder Mutterwitz und herzhafter Humor sie nicht verläßt. „Dat is en tages, stures Land, min Baderland, wo dat frische Leben in de Luft liggt; so as dat Land, so sünd de Minschen, un wenn von de Ostsee her so'n kräftigen Nurdwind weihet, denn dehnt sich die Bost, un dat Hart freut sich ewer de Kraft!“

O, wo heww ick di leiw, min Baderland! Wo heww ick jug leiw, min Landslüd! Ut jug Dgen kift Tru un Jhrlichkeit, Maud un Hoffnung! Jug Hoffnung ewer is stark as en Gifboom — dei höllt wat ut! Un noch wat lücht't ut jug Dgen, of von dese gaude Ort: dat is de Freud', de Lust an't Leben, dat is de olle leiw, gemütlliche Lustigkeit!“

Dabei ist Fritz Reuter nicht blind gegen die schroffen sozialen Gegensätze, die wie in alter Zeit noch jetzt das feudale Junkertum von Bürgern und Bauern trennen. Er führt uns eine erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit von Gestalten vor, von denen viele mit wenigen sicheren Strichen überraschend lebenswahr gezeichnet sind, und die uns vertraut und lieb werden. Über alles hin leuchtet die große, echte, warme Menschenliebe, die aus einem gütigen, reinen Herzen quillt. Jedes Kind kann Fritz Reuter lesen, denn in reiner Kindlichkeit und treuherziger Einfalt sind seine Werke geschrieben, freilich auch mit männlicher Kraft, wobei hin und wieder ein derbes Wort ihm unterläuft. So sind seine Bücher ein köstlicher und bleibender Besitz unseres deutschen Volkes geworden und werden es sein, solange der Sinn des Deutschen frisch und sein Gemüt gesund ist.



BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECH
W TORUNIU

5748



Biblioteka Główna UMK



300047100086



Vollsbücher der Literatur:

Ernst Moriz Arndt. Von Dr. R. Geerds. (53)
Dickens. Von A. Rutari. (34)
Fontane. Von Rolf Brandt. (97)
Der junge Goethe. Von Joh. Höffner. (75)
Goethes Faust. Von Karl Streder. (60)
Goethes Frauengestalten. Von Hans Philipp. (80)
Gerhart Hauptmann. Von Dr. S. Spiero. (65)
Friedrich Hebbel. Von Karl Streder. (77)
Paul Heyse. Von Helene Raff. (29)
Gottfried Keller. Von Rolf Brandt. (81)

H. von Kleist. Von Karl Streder. (40)
Theodor Körner. Von Ernst Kammerhoff. (6)
Neuedeutsche Lyrik. Von Frida Schanz. (64)
Das Nibelungenlied. Von Dr. Wolfgang Goltzer. (51)
Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero. (14)
Fritz Reuter. Von Walther Nohl. (99)
Peter Rosegger. Von Dr. E. Decsey. (94)
Scheffel. Von Ernst Boerschel. (17)
Schiller. Von Johannes Höffner. (5)
Uhland. Von Dr. Max Mendheim. (68)

Vollsbücher der Musik:

Beethoven. Von Gustav Thormälius. (7)
Brahms. Von Dr. Ludwig Misch. (79)
Händel. Von Gustav Thormälius. (95)
Haydn. Von Gustav Thormälius. (101)

Liszt. Von Paul Bekker. (33)
Mozart. Von Gustav Thormälius. (67)
Richard Wagner. Von Ferd. Pföhl. (19)

Vollsbücher der Technik:

Flugzeuge. Von Paul Neumann. (63)
Luftschiffe. Von Paul Neumann. (46)

Das Telephon. Von Ernst Niemann. (27)

Vollsbücher der Naturwissenschaften:

Der Mond. Von Prof. Dr. J. Plassmann. (49)
Tierriesen der Vorzeit. Von Professor Dr. Walther Schoenichen. (50)

Der deutsche Wald. Von Professor Dr. Walther Schoenichen. (87)

Vollsbücher verschiedenen Inhalts:

Moderne Bühnenkunst. Von E. Zabel. (31)
Christenfreude. Lieder mit 32 Bildern von Ludwig Richter. (71)
Der Hausgarten. Von A. Janson. (85)
Das Landhaus. Von A. Wentzher. (57)

Der Liebhaberphotograph. Von Jos. Aug. Eug. (98)
Ein Malez auf dem Kriegsfelde (Düppel und Wfen 1864). Von W. Camp hausen. (73)

Es schließen sich unmittelbar an:

Guido Reni. Von Dr. Georg Sobotta.
Goethes Mannesjahre. Von Johannes Höffner.
Goethe im Alter. Von Johannes Höffner.
Ibsen. Von Alfred Wien.

Altchristliche Baukunst. Von Dr. S. Janßen.
Hans Sachs. Von Walther Nohl.
Griechische Plastik. Von Dr. Hans Amer.
Mendelssohn. Von Dr. Martin Jacobi.
Van Dyck. Von Dr. B. Wallerstein.

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preise von 60 Pfennig.

Alle Buchhandlungen sind in der Lage, die bereits erschienenen Bände zur Ansicht vorzulegen und Bestellungen auf die weiteren, die in zwangloser Folge erscheinen, anzunehmen.

„Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein!
Die Spanne dazwischen, das Leben war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln und fand mich nicht
aus,
bei dir, Herr, ist Klarheit, und Licht ist dein
Haus“.

Seiner Witwe, die ihn um zwanzig
Jahr überlebte, schrieb die kunstsinnige
Kaiserin Friedrich: „Mit vielen Tausenden
zolle auch ich dem Dichter, dessen schöne
Gebilde unser ganzes Volk ohne Ansehen
des Namens oder Standes bewundert,
von Herzen Dank und Verehrung für
die Gaben, mit welchen sein Genius
uns in reicher Fülle beschenkte... Was
Fritz Reuter geschaffen, bleibt ein Eigen-
tum der Deutschen, auf welches sie stolz
sein können, und wird wie uns selbst,
so unsere Kinder und Enkel erfreuen,
erheben, mit edlen und guten Gedanken
erfüllen. Sein Andenken aber wird in
Segen bleiben, denn der Geist, in welchem
er seines schönen Dichteramtes gewaltet
hat und damit mächtig eingewirkt auf
Sinn und Gemüt seiner Landsleute, der
Geist warmer Liebe, echter Treue, fröh-
licher Biederkeit, gesunden Humors und
jener hohen sittlichen Reinheit, ohne die
jede Poesie hinfällig und wertlos wird,
— dieser Geist, der wird und kann nicht
ersterben in unserem Volke.“

Fritz Reuters Kunst wurzelt in seiner
Heimat. Mit unübertrefflicher Wahrheit
hat er Land und Leute in Mecklenburg
geschildert. Wir wandern mit ihm durch
prächtige, weite Eichen- und Buchen-
wälder und über die braune Heide. Uns
grüßen die blauen, malerischen Seen,
die fetten, grünen Weiden und die frucht-
baren Äcker. An kleinen und größeren
Städten mit efeuumsponnenen Toren und
Türmen, freundlichen Kirchdörfern, fürst-
lichen Herrensitzen, stattlichen Gütern und
einsamen Gehöften führt er uns vor-
bei. Und belebt werden die Gegenden

von dem derben, tüchtigen, bedächtigen
Schlage der heiteren Mecklenburger,
deren gesunder Mutterwitz und herz-
hafter Humor sie nicht verläßt. „Dat
is en tages, stures Land, min Vader-
land, wo dat frische Leben in de Luft
liggt; so as dat Land, so sünd de
Minschen, un wenn von de Ostsee her
so'n kräftigen Nordwind weht, denn
dehnt sich die Bost, un dat Hart freut
sich ewer de Kraft!“

O, wo heww ick di leiw, min Vader-
land! Wo heww ick jug leiw, min
Landslüd! Ut jug Ogen kift Tru un
Jhrlichkeit, Maud un Hoffnung! Jug
Hoffnung ewer is stark as en Eikboom
— dei höllt wat ut! Un noch wat
lücht't ut jug Ogen, of von dese gaude
Ort: dat is de Freud', de Lust an't
Leben, dat is de olle leiw, gemütliche
Luftigkeit!“

Dabei ist Fritz Reuter nicht blind
gegen die schroffen sozialen Gegensätze,
die wie in alter Zeit noch jetzt das
feudale Junkertum von Bürgern und
Bauern trennen. Er führt uns eine
erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit
von Gestalten vor, von denen viele mit
wenigen sicheren Strichen überraschend
lebenswahr gezeichnet sind, und die uns
vertraut und lieb werden. Über alles
hin leuchtet die große, echte, warme
Menschenliebe, die aus einem gütigen,
reinen Herzen quillt. Jedes Kind kann
Fritz Reuter lesen, denn in reiner Kind-
lichkeit und treuherziger Einfalt sind seine
Werke geschrieben, freilich auch mit
männlicher Kraft, wobei hin und wieder
ein derbes Wort ihm unterläuft. So
sind seine Bücher ein köstlicher und
bleibender Besitz unseres deutschen Vol-
kes geworden und werden es sein, so-
lange der Sinn des Deutschen frisch und
sein Gemüt gesund ist.



BIBLIOTEKA
UNIWERSYTEC
W TORUNIU

Katedra Filologii Cermanskiej UMK
Biblioteka
Torun

U. M. K.
Torun

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Biblioteka Główna UMK



300047100086

Volksbücher der Literatur:

- Ernst Moriz Arndt. Von Dr. R. Geerds. (53)
- Didens. Von A. Rutari. (34)
- Fontane. Von Rolf Brandt. (97)
- Der junge Goethe. Von Joh. Höffner. (75)
- Goethes Faust. Von Karl Streder. (60)
- Goethes Frauengestalten. Von Hans Philipp. (80)
- Gerhart Hauptmann. Von Dr. S. Spiero. (65)
- Friedrich Hebbel. Von Karl Streder. (77)
- Paul Heyse. Von Helene Raff. (29)
- Gottfried Keller. Von Rolf Brandt. (81)

- H. von Kleist. Von Karl Streder. (40)
- Theodor Körner. Von Ernst Kammerhoff. (6)
- Neue deutsche Lyrik. Von Frida Schanz. (64)
- Das Nibelungenlied. Von Dr. Wolf-
gang Goltzer. (51)
- Wilhelm Raabe. Von Dr. S. Spiero. (14)
- Fritz Reuter. Von Walther Nohl. (99)
- Peter Rosegger. Von Dr. E. Decsey. (94)
- Schöffel. Von Ernst Boerschel. (17)
- Schiller. Von Johannes Höffner. (5)
- Uhland. Von Dr. Max Mendheim. (68)

Volksbücher der Musik:

- Beethoven. Von Gustav Thormälus. (7)
- Brahms. Von Dr. Ludwig Misch. (79)
- Händel. Von Gustav Thormälus. (95)
- Saydn. Von Gustav Thormälus. (101)

- Liszt. Von Paul Beller. (33)
- Mozart. Von Gustav Thormälus. (67)
- Richard Wagner. Von Ferd. Pfohl. (19)

Volksbücher der Technik:

- Flugzeuge. Von Paul Neumann. (63)
- Luftschiffe. Von Paul Neumann. (46)

- Das Telephon. Von Ernst Niemann. (27)

Volksbücher der Naturwissenschaften:

- Der Mond. Von Prof. Dr. J. Plassmann. (49)
- Tierriesen der Vorzeit. Von Professor
Dr. Walther Schoenichen. (50)

- Der deutsche Wald. Von Professor
Dr. Walther Schoenichen. (87)

Volksbücher verschiedenen Inhalts:

- Moderne Bühnenkunst. Von E. Zabel. (31)
- Christenfreude. Lieder mit 32 Bildern von
Ludwig Richter. (71)
- Der Hausgarten. Von A. Janson. (85)
- Das Landhaus. Von A. Wentzher. (57)

- Der Liebhabe
Aug. Lu
- Ein Maler auf
und Wf
hausen.

Es schließen sich unmittelbar an:

- Guido Reni. Von Dr. Georg Sobotta.
- Goethes Mannesjahre. Von Johannes
Höffner.
- Goethe im Alter. Von Johannes Höffner.
- Ibsen. Von Alfred Wien.

- Altchristliche B
Hans Sachs.
Griechische Pl
Mendelssohn.
Ban Dyk. B

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preise

Alle Buchhandlungen sind in der Lage, die
Bände zur Ansicht vorzulegen und Bestellungen auf
zwangloser Folge erscheinen, anzunehmen.

nd A III 7294



Biblioteka Główna UMK Toruń

3784

GERTORU



300047100086

Biblioteka Główna UMK



300047100086

Den Lesern dieses Volksbuches, die sich in die Geschichte
der Dichtkunst weiter vertiefen wollen, sei warm
empfohlen:

Geschichte der Weltliteratur.

Von Dr. Carl Busse.

In zwei Bänden.

....

Erster Band. Mit 235 Abbildungen im Text und
22 Einschaltbildern. Preis gebunden 12 Mark.

Zweiter Band. Mit 439 Abbildungen im Text und
25 Einschaltbildern. Preis gebunden 20 Mark.

.....

Deutsche Literaturgeschichte.

Von Robert Koenig.

Zwei Bände. 32. gänzlich umgearbeitete Auflage.

Neu bearbeitet von

Prof. Dr. Karl Kinzel.

Mit 126 Beilagen, 2 Lichtdrucken und 448 Textabbildungen.

Sochelegant in Halbleder gebunden 20 Mark.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.